

Archivablage zum Thema

## Andreas Hechenblaikner sen – Kilowatt-Anderl

Im Archiv der Gemeindechronik wurde von OSR Georg Anker der nachstehende Bericht über einen bekannten Buchberger Bürger abgelegt. Der zu Mistelberg, Ebbs, Buchberg 19, aufgewachsene und Zeit seines Lebens Tüftler in Elektroanlagen, hat es zu eigenen Erfindungen und zu Berühmtheit in Osttirol gebracht.

Sein ausgeprägtes Selbstbewusstsein, sein Pioniergeist bei der Elektrifizierung des Bezirkes Osttirol, aber auch seine Erzählfreude geben tiefe Einblicke in das damalige gesellschaftliche Leben und in die so großen wirtschaftlichen Herausforderungen in der Zwischenkriegszeit. Er ist so zu einem wichtigen Zeitzeugen des 20. Jahrhunderts geworden.

Die Nummerierung wurde von mir zur besseren Übersichtlichkeit zugefügt.

### Inhalt

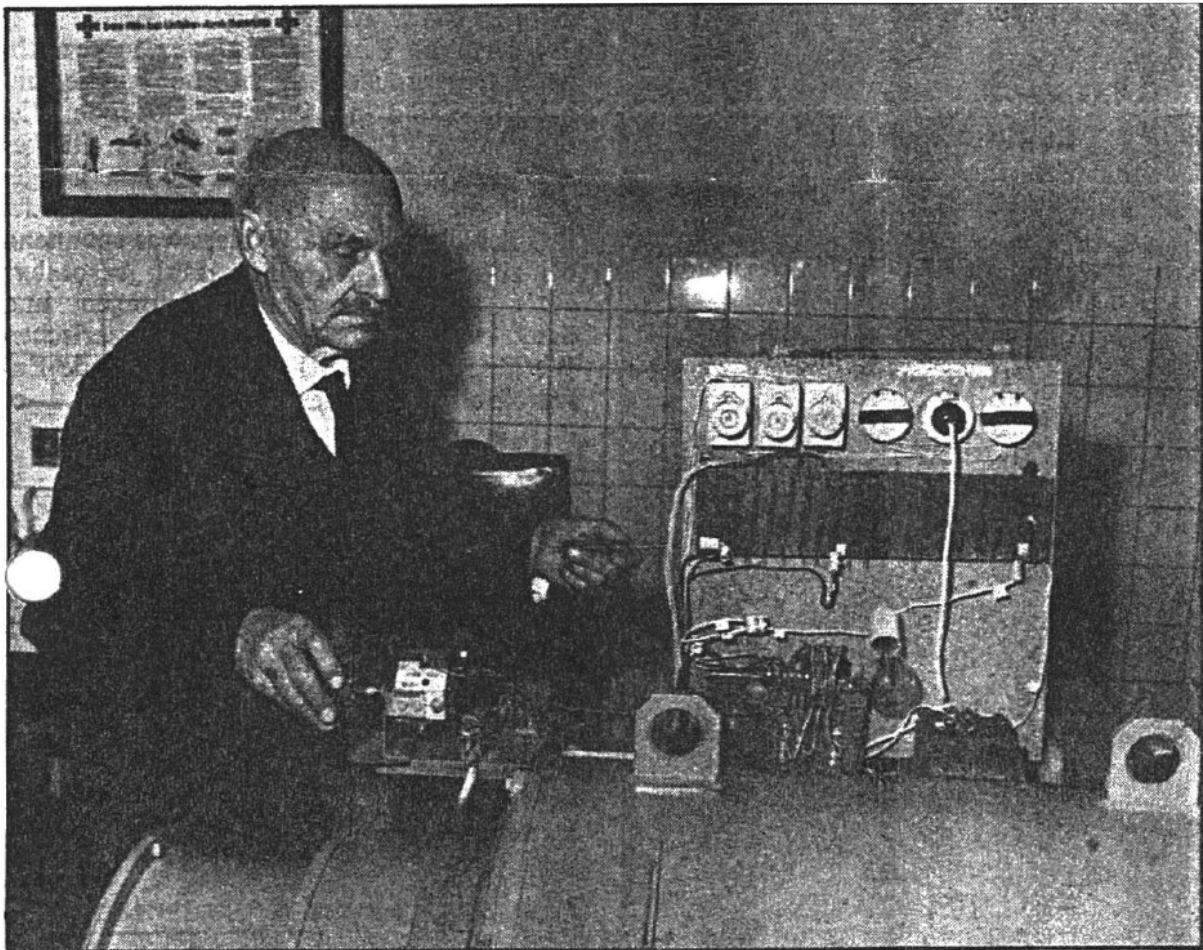
I.	Andreas Hechenblaikner sen. — ein Pionier der Elektrifizierung .....	3
II.	Erinnerungen von Andreas Hechenblaikner .....	6
1.	Einleitung (Elternhaus, Jenbach, Kufstein).....	6
2.	Ein Jugendstreich beim „Fensterln“ .....	9
3.	Wie ich nach Osttirol kam .....	9
4.	Hochzeitsglocken.....	11
5.	Der lange Weg zur Konzession und der Konkurs.....	12
6.	Der Zweite Weltkrieg.....	15
7.	Eine erfolgreiche Verstärkeranlage .....	16
8.	Die ersten Elektrowerke in Alkus und Ainet.....	16
9.	"Wer billig kauft, kauft teuer " - Stromzähler für Ainet .....	18
10.	Früh erbaute E-Werke in Lindsberg, Thal und im Außergschlöß .....	18
11.	Was ich mir mit den ersten Radioapparaten einbrockte .....	19
12.	Vom ersten Strom in Gwabl zur Errichtung eines Aufzugs.....	20
13.	Der Überfall auf offener Landstraße .....	21
14.	Erlebnisreiche Arbeiten Ende der 20er, Anfang der 30er-Jahre .....	22
15.	Von Seilbahnen und Betriebstelefonen .....	24
16.	Der Bau der E-Werke St. Johann im Walde und Heiglbach .....	24
17.	Eine hölzerne Rohrleitung für Matriei.....	25
18.	Schulden, Schulden, Schulden - Firma Hechenblaikner kreditunwürdig? .....	26

19.	Die „Kupfergeschichte von Berlin" .....	27
20.	Stromversorgung für mein Elternhaus in Nordtirol .....	27
21.	Seltene Materialsammelstellen in Matri und in Ainet.....	28
22.	Anschluß der Waldgenossenschaft Iseltal.....	29
23.	Eine Generatorreparatur in Matri bringt neue Erkenntnisse.....	30
24.	Drei Hochspannungsunfälle in Matri (in den 50er- und 60er-Jahren) .....	31
25.	Wie Matri zum elektrischen Kirchengeläute kam .....	32
26.	Probleme mit einem neuen E-Werk in Kötschach-Mauthen .....	33
27.	Elektrisches Licht auf der Schoberhütte.....	34
28.	Bau von Elektrowerken - Zusammenfassung .....	34
29.	Ein Fahrradunfall beim "Mentschern" .....	35
30.	Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben - eine Gemeinderatswahl in Ainet .....	35
31.	Wie meine Eisenbahnfahrt in die Faschingszeitung kam .....	36
32.	Privater Überblick.....	36
III.	Mein Onkel Andreas Hechenblaickner vulgo Kilowatt Ander .....	39
IV.	Ein gebürtiger Unterinntaler und seine Erfindung .....	40
V.	Aus dem Fotoalbum .....	41

## I. Andreas Hechenblaikner sen. — ein Pionier der Elektrifizierung

Abschrift aus dem Osttiroler Boten vom Donnerstag, 10. Dezember 1987, Seite 32 – Nummer 49:

Am 10. September 1987 wurde der weit über seinen Wohnort Matri i. O. hinaus bekannte Elektromeister Andreas Hechenblaikner sen. zu Grabe getragen. Besonders die älteren Leute in nah und fern erinnern sich an den quicklebendigen und unternehmensfreudigen Mann mit seinem unverfälschten Unterinntaler Dialekt, sodaß es angebracht ist, aus seinem ereignisreichen Leben einiges zu berichten.



*Der erfinderische Geist Andreas Hechenblaikner sen.*

*Foto: Lottersberger*

Andreas Hechenblaikner war das älteste [von](#) insgesamt acht Kindern und wurde am 11. März 1901 in Schwoich (Bezirk Kufstein) geboren. Später kaufte sein Vater in Ebbs [\[damalige Gemeinde Buchberg, „Hof Mistelberg“\]](#) eine kleine Landwirtschaft, die aber die Großfamilie nicht ernähren konnte, sodaß die Kinder bereits im schulpflichtigen Alter bei Bauern um die Kost arbeiten mußten. Für die bäuerliche Arbeit konnte sich Hechenblaikner aber nicht erwärmen, ihn interessierte mehr die Technik, wobei es ihm besonders die Elektrotechnik angetan hatte. So verließ er mit 14 Jahren das Elternhaus, da die Pflichtschule beendet war und er somit nicht mehr im Ort bleiben mußte.

Eine Lehrstelle zu finden, war vorerst nicht möglich, und so nahm er eine Arbeit in einem Steinbruch auf. Die Bezahlung war so schlecht, daß sie nicht einmal für die Verpflegung reichte und da in kurzer Zeit auch die Bekleidung bei dieser schweren Arbeit draufging, kündigte Hechenblaikner und ging

wieder zu einem Bauer, bei dem er die Kost verdiente und wo noch etwas für die Bekleidung herauschaute. Aber er war halt wieder in der Landwirtschaft, was ihm durchaus nicht behagte.

Endlich — nach geraumer Zeit — fand er in der Jenbacher Maschinenfabrik eine Lehrstelle. In dieser Zeit wurde in der Fabrik die Stromversorgung ausgebaut, sodaß der neue Lehrling mit seinem Eifer ein reiches Betätigungsfeld fand. Der nächste Dienstposten war bei den Stadtwerken in Kufstein, wo Hechenblaikner als Praktikant beschäftigt wurde. Er eignete sich bald so viel Wissen an, daß er in einem eigenen Schulungsraum Lehrlinge unterweisen mußte. Seine Tüchtigkeit und sein Wissen brachten ihm aber auch Neider ein, die es so weit trieben, daß er wegen einer angedichteten Tat fristlos entlassen wurde.

Gelegentlicher Handel mit elektrischen Motoren und Geräten hielt Hechenblaikner in der folgenden Zeit über Wasser. Ein Inserat in der »Tiroler Bauernzeitung« brachte die erste Verbindung zu Osttirol, wo er dann zeitlebens erfolgreich tätig war. Auf sein Angebot — eine Turbine und eine Lichtmaschine — besuchte ihn ein feingekleideter Herr mit einer guten Aussprache (nach eigener Darstellung) und wollte die Sachen kaufen. Andreas Hechenblaikner klärte seinen Interessenten — es war der damalige Schulleiter von Ainet, Anton Wieser — auf, daß die Sachen nicht in jedem Fall passen müssen, und so kam er erstmals im Jahre 1919 nach Ainet.

Hier in Osttirol war ein reiches Betätigungsfeld für den jungen, unternehmungsfreudigen Mann zu finden, da zur damaligen Zeit nur drei Gemeinden und-zwar Kals, Nikolsdorf und Lienz (*Kraftwerk* erbaut 1909) ein eigenes E-Werk besaßen. Es waren wohl noch einige Gewerbetreibende, die für den Eigenbedarf Strom erzeugten, aber in den übrigen Gemeinden, sowie in ungezählten Weilern und Einzelgehöften war keine Versorgung mit elektrischem Strom gegeben.

Sein erstes Elektrowerk in Osttirol baute Hechenblaikner für den Lercherbauer in Oberalkus Johann Brunner. Es folgten weitere in näherer und weiterer Umgebung, insgesamt so bei 40 Anlagen.

Anfangs hatte der junge Unternehmer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da er keine Konzession besaß und daher strafrechtlich verfolgt wurde. Nach mehrmaligen Ansuchen um Zulassung zur Konzessionsprüfung wurde dem Ansinnen schließlich nach drei Jahren stattgegeben und Andreas Hechenblaikner bestand die Prüfung mit ausgezeichnetem Erfolg. Die nun erteilte Konzession galt jedoch nur für das Installationsgewerbe, der Bau von Kleinkraftwerken war auf das Gebiet Ainet bis Huben beschränkt. Da Hechenblaikner diese Einschränkung aber nicht einhielt, bekam er erneut Schwierigkeiten mit der Gewerbebehörde, was schließlich zum Verlust der Konzession führte. Es bedurfte wieder großer Anstrengungen, um zur Meisterprüfung zugelassen zu werden, die er dann von acht Prüflingen als einziger mit Auszeichnung ablegte. Auch die darauffolgende Zeit war gezeichnet mit Mühen, Entbehrungen und Rückschlägen, denn es kam die Wirtschaftskrise; ein inzwischen erstandenes Haus konnte nicht abgezahlt werden, da auch die Kundschaften mit ihren Zahlungen in Rückstand gerieten und somit ging das Haus wieder verloren.

Die Not war groß, da Hechenblaikner inzwischen geheiratet hatte und sechs Kinder zu ernähren waren. Eine Kinderbeihilfe hat es ja damals nicht gegeben. Außerdem wurde er von der Gemeinde ausgewiesen, um als »Zugereister« nicht das Heimatrecht zu erlangen. Um sich halbwegs über Wasser zu halten, übte Hechenblaikner mit eigener Kreissäge das Holzerkleinerungsgewerbe aus, auch betrieb er mit eigenem Motor bei den Bauern u.a. die Dreschmaschine und wurde dafür in Naturalien entlohnt. Das Geschäft mit der Reparatur von Radioapparaten, die damals gerade aufkamen, war leider auch nicht erfolgreich, da der Empfang nicht befriedigend war.

Später baute Hechenblaikner in Ainet ein eigenes Elektrowerk und versorgte damit Ainet, Alkus und Glanz. Diese Stromversorgung baute im Laufe der Zeit sein Sohn Max weiter aus, lieferte auch Strom

in das TIWAG-Netz und heute ist das Werk Hechenblaikner das größte Elektroversorgungsunternehmen in Familienbesitz in Osttirol.

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg kam Andreas Hechenblaikner als Betriebsleiter des gemeindeeigenen E-Werkes nach Matrei i. O. Damit begann wohl eine arbeitsreiche, aber insofern schöne Zeit, als durch den geregelten Gehaltsempfang keine größeren Geldsorgen mehr auftraten. Den Zweiten Weltkrieg erlebte Hechenblaikner meistens in der Heimat, da er als Betreuer vieler E-Werke in Osttirol notwendig gebraucht wurde, denn seine Konzession behielt er als Betriebsleiter weiterhin, um auch anderswo tätig sein zu können. Das Dienstverhältnis mit der Marktgemeinde Matrei i. O. endete mit der Pensionierung 1960.

Im Jahre 1946 war seine Frau mit den Kindern — es waren inzwischen acht (außer dem ältesten Sohn) — nach Matrei in eine ehemalige Militärbaracke gezogen. Später wurde ein von zwei Söhnen erbautes Eisenheim das Zuhause. Die Militärbaracke aber noch lange Zeit als Werkstatt, denn Hechenblaikner konnte auch als Pensionist nicht ruhen. Er arbeitete noch viele Jahre mit seinem Sohn Andreas als selbständiger Unternehmer, wobei er sich u.a. auf die Elektrifizierung von Kirchengeläuten spezialisierte. Die Geläute mußten nach seiner Vorstellung genau so klingen, wie wenn die Glocken mit der Hand geläutet würden, was eine – ausgeklügelte Steuerung erforderte.

Wie Hechenblaikner selber immer betonte, hatte er mit seinem Beruf eine »narrische Freud« und ließ sich trotz vieler Schwierigkeiten nie unterkriegen. Das allmähliche Nachlassen der Sehkraft im Jahr 1982 und die damit erzwungene Untätigkeit trafen ihn schwer. Andreas Hechenblaikner konnte 1981 seinen 80. Geburtstag, 1982 das seltene Fest der Diamantenen Hochzeit feiern. 1979 hatte er den Tod seines Sohnes Ernst zu beklagen- und 1985 ging ihm seine Gattin im Tod voraus.

So nahm ein ereignisreiches, erfülltes Leben sein Ende. Alle aus dem großen Freundes- und Bekanntenkreis des Andreas Hechenblaikner sen., aber besonders seine Mitarbeiter, denen er sein Wissen vermittelte, werden ihm in Dankbarkeit ein ehrendes Andenken bewahren.

## II. Erinnerungen von Andreas Hechenblaikner

Ein Bauernbursch aus Tirol, ohne Möglichkeit, sich technisch ausbilden zu lassen, schafft es trotzdem, sich als "Kilowatt-Anda" einen Namen zu machen...

Aus Erzählungen zusammengestellt im Jahre 1985

### 1. Einleitung (Elternhaus, Jenbach, Kufstein)

Meine Großeltern, die in Schwoich im Bezirk Kufstein (Nordtirol) ansässigen Kleinbauern Josef Exenberger und Gattin Agnes, geborene Wildauer, hatten fünf Kinder. Als älteste Tochter wurde am 3. März 1876 meine Mutter geboren. Diese Agnes Exenberger heiratete im Jahre 1900 den aus Scheffau stammenden Bauernknecht Andreas Hechenblaikner, der am 20. April 1872 geboren war. Agnes und Andreas wohnten im elterlichen Haus in Schwoich, doch mußte der Ehemann, also mein Vater, ins benachbarte Kiefersfelden, also nach Deutschland pendeln; da er dort in der Marmorindustrie Arbeit gefunden hatte.

Am 11. März 1901 wurde ich als erster Sohn von Agnes und Andreas Hechenblaikner geboren und nach meinem Vater benannt. Sieben weitere Kinder folgten, doch wurden meine Geschwister bereits in Buchberg bei Ebbs geboren, wo mein Vater im Jahre 1903 ein kleinbäuerliches Anwesen gekauft hatte. Dieser Besitz war zwar die größte Freude meines Vaters, doch ermöglichte die kleine Landwirtschaft ihm nicht, eine so große Familie zu ernähren. Wir Kinder mußten daher, sobald wir schulpflichtig waren und somit als arbeitsfähig angesehen wurden, auf anderen Bauernhöfen um Arbeit betteln, um dort verköstigt zu werden.

So verließ ich meinen Vater und die sich mit Blumenbinderei beschäftigende Mutter und kam zu einem Bauern, der ebenfalls in Buchberg ansässig war. Obwohl ich ja auch zur Schule gehen mußte, gab es sehr viel Arbeit am Hof für mich. Mein Interesse galt außerdem bereits zu dieser Zeit keineswegs der bäuerlichen Arbeit, sondern bereits der Elektrotechnik, die 1910 bei uns am Lande ihren Einzug hielt. Ebbs, meine Heimatgemeinde, bekam Strom. Wie beeindruckt ich doch von den Kohlenfadenbirnen und den als Leitungen verwendeten blanken Kupferdrähten war! Außerdem sah ich regelmäßig Zeitungsreklame über Maschinen und Elektromaterial und so begann ich, verschiedene Kataloge zu bestellen. Jedoch, wie sollte ich mich technisch ausbilden lassen? Meine Familie hatte finanziell natürlich nicht die Möglichkeit, mich diesbezüglich zu unterstützen, und deshalb kam mir der Gedanke, auf eigene Faust in einer Fabrik zu arbeiten. Wenigstens mußte ich dort so viel verdienen können, um mir mein Essen zu bezahlen. Den Stellungswechsel mußte ich aber lange planen und vorbereiten - meine Eltern und auch der Bauer, bei dem ich arbeitete, durften jedenfalls nichts davon wissen!

In den letzten fünf Jahren vor meinem Durchbrennen war ich auch als Einsammler der Geldspenden in der Kirche tätig. Das ergab sich so: mein Vater war zwar, wie erwähnt, Kleinbauer, aber nebenbei auch als Totengräber tätig. Damals war es übrigens üblich, die Leiche vom Sterbehaus zum Friedhof zu tragen, dort gleich zu bestatten und anschließend die Totenmesse in der Kirche zu zelebrieren. Nach dem Gottesdienst ging der Pfarrer nochmals zur Grabstätte und betete das sogenannte Libera. Das Grab wurde aber stets schon während der Messe geschlossen und mit den Kränzen und Buketts geschmückt.

Die während des Gottesdienstes durchgeführte Geldsammlung mußte auf Beschluß des Gemeinderates für jeweils ein Jahr von einem der Landbesitzer organisiert werden. Als nun beschlossen wurde, meinen Vater für ein Jahr dazu zu verpflichten, fragte er mich, ob ich mich getraue, die Sammelarbeit zu machen, da er während der Totenmessen ja nicht zugleich Geld sammeln und das Grab zuschütten und schmücken konnte. Für die Grabesarbeit war ich sowieso zu

schwach, so akzeptierte Ich Vaters Angebot, ihm die Sammelarbeit abzunehmen und dafür entweder ein Kracherl zu trinken oder etwas Geld zu sparen, da man sich immer etwas Geld vom gesammelten behalten konnte. Bei meinem ersten Einsatz in der Kirche war ich schrecklich nervös. Nachträglich wurde erzählt, Wasser sei aus einem meiner Hosenrohre geronnen...

Diese Aufregung legte sich aber bald und ich entwickelte mich nach und nach zu einem geübten Geldwechsler. Es war nämlich üblich, größere Geldstücke (z.B. 10 Heller = 5 Kreuzer) „aufzulegen“, die für eine Spende zu viel gewesen wären. Von einem vorbereiteten Wechselgeld gab ich entsprechend retour, auf die erwähnten 5 Kreuzer zum Beispiel 4 1/2 Kreuzer. Als Kreuzer bezeichnete man übrigens ein 2-Heller-Stück. Nach der Sammlung mußte ich das Geld in einen Kasten in der Sakristei sortieren. Das Jahr der Sammelverpflichtung meines Vaters ging zu Ende und der Gemeinderat beschloß-, daß ein reicher Bauer für die nächsten 12 Monate zuständig sein sollte. Dieser Mann aber zu stolz für die Arbeit in der Kirche und fragte daher einen Vater, ob wir nicht gegen 100 Gulden ihm die Geldsammlung abnehmen wollten. Da mein Vater das Geld dringend brauchen konnte, willigte er sofort ein, und so kam es endlich, daß ich die Sammelaktion insgesamt 5 Jahre lang behielt - bis zu meiner Flucht.

Meine Kleider und Habseligkeiten hatte ich schon etwas früher vom Hofe des Bauern, bei dem ich arbeitete, weggeschmuggelt und am Hof eines anderen Landwirts verstaut. Nun wartete ich nur noch auf eine passende Gelegenheit, auch selbst den Hof zu verlassen. Sie ergab sich am Weißen Sonntag des Jahres 1915, und zwar nach dem 8 Uhr-Gottesdienst.

In den Küchen gab es damals offene Herde, auf denen in gußeisernen Kochtöpfen die Speisen bereitet wurden. Ich saß also hinter so einem offenen Herd und nahm mir einen meiner Kataloge über Elektroartikel zur Hand. Die Bäuerin beschuldigte mich, wenn ich mich für die Elektrizität interessiere, dann sei ich ein "Sozi-Hund" und käme nicht in den Himmel. Die Sozialdemokraten waren damals ein vielseitig verachtetes und verschrieenes Volk. Es ergab sich eine große Streiterei und so konnte ich als Vierzehnjähriger endlich den Bauernhof verlassen. Möglich war es aber auch nur, weil ich einige Monate vorher (im Frühjahr 1915) die zweiklassige Volksschule beendet hatte und daher nicht mehr in der Ortschaft bleiben mußte. Daß ich eigentlich noch ein Jahr lang zur Sonntagsschule hätte gehen müssen, wußte ich gar nicht - und so habe ich diese Ausbildung schließlich gar nie gemacht.

Ich wollte bei den Jenbacher Hüttenwerken arbeiten. Bevor ich dort ankam, trat dort jedoch wegen des Ersten Weltkrieges eine Aufnahmesperre ein. Da ich unmöglich zurück heimgehen konnte und unbedingt Geld zum Leben brauchte, mußte ich schließlich in einem Steinbruch in Jenbach arbeiten. Meine Aufgabe war es, das nach Sprengungen lockere Gestein wegzuschaffen. Obwohl diese Arbeit anstrengend und gefährlich war, wurde ich so schlecht bezahlt, daß mir ein Kamerad täglich 20 Heller für das Essen gab. Trotzdem mußte ich schon nach einem Monat zusehen, wie ich mehr Geld bekommen konnte, da meine Kleider und Schuhe bereits unbrauchbar geworden waren. Also gab ich diesen Arbeitsplatz auf. Die einzige Möglichkeit, eine andere Stelle zu finden, ergab sich in der Landwirtschaft. Bei einem nur für die Kost reichenden Verdienst wurde ich Viehhirte, doch blieben wenigstens die Kleider verschont. Allerdings war ich wieder dort, wo ich am Anfang gewesen war, und doch gar nicht sein wollte: in einer minderen Stellung in der Landwirtschaft. Zuhause konnte ich mich auch nicht melden, da ich ja geflüchtet war...

Die Aufnahmesperre bei der Jenbacher Maschinenfabrik wurde erfreulicherweise nach einigen Wochen aufgehoben, so konnte ich endlich im größten Hüttenwerk Tirols arbeiten. Durch mein großes technisches Interesse aufmerksam geworden, zog mich die Betriebsleitung bald zu den vielseitigsten Arbeiten heran. Durch mehrere Wasserturbinen, Dampflokomotiven und ein großes hydraulisches Preßwerk wurde in dieser Zeit die Stromversorgung mehrfach vergrößert.

Wer einmal in dieser Fabrik Arbeit gefunden hatte, konnte zwar nicht mehr kündigen, war dafür aber vom Militärdienst befreit. Die Lebensmittel wurden immer knapper, es zeigte sich, daß der Weltkrieg nicht zu gewinnen war. Da ich Aussicht auf einen Job in Kufstein hatte, mußte ich zu einem militärischen Rapport, um meine Freistellung von der Fabrik in Jenbach zu erreichen. Dies gelang mir beim ersten Versuch jedoch nicht, im Gegenteil: wegen "frechen Auftretens" wurde ich zu drei Tagen Fabriksarrest verurteilt.

Für kleinere Vergehen gab es zu dieser Zeit von der militärischen Führung drei Arten der Bestrafung: neben dem Fabriksarrest, der die leichteste Strafe war, existierten noch das "Spangen" und das An den Händen-Aufhängen. Beim sogenannten "Spangen" wurden dem Delinquenten die rechte Hand und der linke Fuß aneinander gebunden. So gefesselt mußte man bis zu drei Stunden lang in Hockstellung ausharren. Die härteste Strafe aber war folgende: es wurden beide Hände gefesselt, dann wurde man öffentlich so mit den Händen nach oben an einem Baum aufgehängt, daß man nur mit den Fußspitzen den Boden berühren konnte. Diese Tortur dauerte bis zu einer Stunde.

Hatte mir mein Ansuchen beim ersten Rapport also nur Fabriksarrest gebracht, gelang es mir beim zweiten Male, zirka einen Monat später, doch, die gewünschte Freistellung zu erreichen, und so konnte ich nach Kufstein übersiedeln, wo ich Unterkunft und Verpflegung bei einem Onkel hatte und bei den Stadtwerken arbeiten konnte. Beschäftigt wurde ich als Praktikant auf dem Gebiet der Elektrotechnik. Mit einem Lehrlingstrupp wurde ich vom betriebleitenden Ingenieur zur Elektrifizierung auf Land, und zwar nach Oberndorf bei Ebbs, gesandt. Ich war ja noch sehr jung, und so hatte dies für mich den Vorteil, daß für eine regelmäßige Verpflegung gesorgt wurde. Ich fiel durch große Aufmerksamkeit und Fleiß auf, mußte den Lehrlingen viel erklären und wurde von den eigentlich weiter Fortgeschrittenen beneidet, bald wurde hinter meinem Rücken abfällig über mich gesprochen. Dies sollte bald unangenehme Folgen für mich haben. Die Straßenbeleuchtung funktionierte in Kufstein folgendermaßen: es waren Bogenlampen mit täglich zu wechselnden Kohlestiften. Abwechselnd stand in den Straßen stets eine Lampe, die die ganze Nacht über brennen mußte, und eine sogenannte "halbnachtige", deren Kohlenstift wegen des geringeren Verbrauchs nur jeden zweiten Tag gewechselt werden mußte. Im Magistratsgebäude, das mitten in der Stadt war, gab es die Störungsmeldestelle. In diesem Raum befanden sich auch die Schaltstelle für die öffentliche Straßenbeleuchtung und die Einrichtungen für die Feuermeldung bei Bränden. Für den Nachtdienst wurden regelmäßig fortgeschrittene Lehrlinge oder Gesellen eingeteilt, die kleinere Störungen im Leitungsnetz sofort beheben konnten und größere durch Notiz auf eine Tafel dem Betrieb mitteilten, der dann am folgenden Tag die Reparatur durchführte. Wer Nachtdienst hatte, mußte bis 23 Uhr wach bleiben, dann mit einem Schalter die "halbnachtigen" Lampen der Stadt löschen und anschließend Bereitschaftsdienst versehen, das bedeutete, daß man schlafen konnte, aber bei wichtigen Meldungen handeln mußte- beispielsweise bei Feueralarm. Wurde irgendwo in der Stadt ein Feueralarmknopf gedrückt, gab dieser ein Morsesignal in den Dienstraum ab, wo man genau sehen konnte, wo der Alarm ausgelöst worden war. Wer in der Störungsmeldestelle Nachtdienst hatte, mußte daraufhin die Meldung telefonisch dem Feuerwehrhauptmann weitergeben und den allgemeinen Feueralarm auslösen. Welche der drei Alarmstufen auszulösen sei, entschied jedoch der Feuerwehrhauptmann.

Die Störungsmeldestelle benutzte ich auch als Schulungsraum für dafür interessierte Lehrlinge. Dies dürfte wohl einigen Gesellen und Bediensteten ein Dorn im Auge gewesen sein, und so passierte es, daß eines Tages ein in diesem Raum lagernder Deckenventilator verschwunden war, den ich benutzt hatte, um den elektromotorischen Antrieb zu erklären. Gerade während meines Nachtdienstes muß dieser Motor gestohlen worden sein. So bekam ich vom Magistrat einen Brief mit der Drohung, ich wurde fristlos entlassen werden, könnte ich den Deckenventilator nicht innerhalb von 24 Stunden herbeischaffen. Da mir dies natürlich unmöglich war, wurde ich tatsächlich gekündigt. Was hatten



mir mein Fleiß und meine Anstrengungen gebracht? Letztendlich nur, daß ich als Dieb dastand, von der Gendarmerie Tag und Nacht beobachtet... Das war ein fürchterlicher Schlag für mich.

## **2. Ein Jugendstreich beim „Fensterln“**

Hier sei eine private Episode eingeschoben, die sich ereignete, als ich in Ebbs wohnte und nach dem Ende des Ersten Weltkriegs über gemeinsame Bekannte den Auftrag erhielt, die elektrische Installation bei einem Sägewerk im süddeutschen Ort Reit im Winkel durchzuführen. Dort wurde mit einem großen eisernen Wasserrad eine elektrische Stromversorgungsanlage eingebaut, die zum Ausgleich des Kraftbedarfs des Sägewerks und zur Stromspeicherung während des Stillstands diente. Die Schaltanlage wurde von einer Münchner Firma eingebaut.

Damals machte ich einen unüberlegten Jugendstreich, der gottseidank keine weitgehenden unangenehmen Folgen hatte. Es war die Zeit, wo das "Fensterln" altersmäßig für mich gerade aktuell war. Leider wurden der besuchende Freier und das Mädchen regelmäßig von anderen jungen Burschen erschreckt und gestört. Da es mir nicht besser erging, überlegte ich, wie ich künftige Störaktionen verhindern könnte. Ein Sprengexperte klärte mich auf, wie ich mit Dynamit, Sprengkapseln und Zündschnur einen großen Knall hervorrufen konnte. Also richtete ich mir so eine Sprengladung, lagerte sie in einem Wassergefäß und wartete auf den "Fall der Fälle". Als es wirklich wieder zu einer Störung durch andere junge Männer kam, zündete ich meine Sprengladung noch im Haus und warf sie auf die Straße. Zum Glück reagierten die Burschen blitzschnell und liefen sofort weg, denn schon folgte eine Explosion, die großen Sachschaden hervorrief. Hunderte von Fensterscheiben zersprangen. In dieser Nacht besuchte ich die Tochter des Hauses nicht alleine, sondern gemeinsam mit vier Kameraden – wir hatten eine sogenannte Tee-Party. Wir bemerkten gar nicht, daß die Explosion so gewaltig gewesen war. Am nächsten Morgen aber gab es eine Volksansammlung und ein Riesengeschrei, die Gendarmerie war bald zur Stelle, ich nahm die Schuld auf mich, wurde verhaftet und in die Arreststelle des Kufsteiner Gerichts eingeliefert.

Während die Behörde zuerst einen politischen Hintergrund, nämlich eine Verbindung zu den Spartakisten in München vermutete, stellte sich vor Gericht dann doch die Wahrheit heraus, daß es eben nur ein Bubenstreich gewesen war. Da ich während der dreitägigen Untersuchung die elektrischen Klingelanlagen im Gefangenenhaus und im Gerichtsgebäude reparierte, wurde die mir aufgebummte Strafe als verbüßt angesehen.

Natürlich mußten meine Freunde und ich auch noch für die Reparatur der vielen Fensterscheiben sorgen. Zufällig waren zwei der Kameraden von unserer Tee-Party beruflich Glaser, was die Sache erleichterte. Für den Ersatz der vielen Scheiben war unser Glasverbrauch so hoch, daß eine Kiste nicht ausreichte, es mußten daher auch nicht verwendete Winterfenster verwendet werden, wobei wir die alten Fenster immer ausglasen mußten. Letztendlich aber doch in glimpfliches Ende einer großen Dummheit...

## **3. Wie ich nach Osttirol kam**

Nach der Entlassung durch die Stadtwerke Kufstein wußte ich nicht, was ich anfangen sollte, denn es gab nur wenige kleine Elektrowerke, wo ich mich bewerben hätte können, und ohne eigene Konzession konnte ich auch nicht selbständig arbeiten. Ich befaßte mich mit Gelegenheitskäufen im Handel mit Elektromotoren und Apparaten, hätte dafür zwar auch einen Gewerbeschein benötigt, wurde aber trotzdem von den Behörden nicht belästigt. Um meine Geräte leichter verkaufen zu können, inserierte ich in der "Tiroler Bauernzeitung". Als ich in einer solchen Annonce einmal eine

Turbine und eine Gleichstrommaschine anbot, meldete sich ein fein gekleideter Herr, der die zwei Maschinen um jeden Preis kaufen wollte. Der Mann mit der guten Aussprache und dem gepflegten Deutsch hieß Anton Wieser und war Oberlehrer und Schulleiter. Der Kontakt zu diesem unternehmungsfreudigen Menschen brachte mich im Jahre 1919 nach Osttirol.

Oberlehrer Wieser war auf dem Gebiet der Elektrotechnik natürlich kein Fachmann, weshalb ich ihn fragte, Was er mit den von mir inserierten beiden Maschinen in Osttirol machen wolle. Sie paßten nämlich nur an bestimmte Orte, was eine fachmännische Besichtigung vor dem Ankauf nötig machte. So vereinbarte ich mit dem in den Landgemeinden Osttirols recht bekannten Lehrer eine Fahrt nach Osttirol, um diese Beratung durchzuführen. So kam ich 2 - 3 Jahre vor meiner Heirat nach Osttirol und sollte zunächst von diesem Anton Wieser nicht mehr loskommen. Unser Handel kam zustande, die Maschinen wurden nach Osttirol geliefert. Oberlehrer Wieser spielte von nun an den Unternehmer, er kassierte die Gelder, wobei er für mich als seinen Fachmann nicht sehr viel übrig hatte. Zwar wurde ich wohl gepflegt, aber verdienen konnte ich bei dieser Zusammenarbeit kaum etwas. Ich studierte Fachliteratur und erhielt als Lohn vier dicke Physik-Bände, eine Lederjacke, ein Paar arabischer Stiefel und Zigarettengeld. Wenn ich vom Geld sprach, servierte er mir stets Ausreden, sodaß ich nach mehrmaliger Drohung, die Zusammenarbeit zu beenden, schließlich nach 2 - 3 Jahren tatsächlich wegging, aus privaten Gründen - in diese Zeit fällt meine Hochzeit - jedoch in Osttirol blieb.

Begonnen hatte es, wie vorhin erläutert, mit der Besichtigungsfahrt nach Osttirol. Nun, wie fand ich dieses kleine Stück Land im Jahre 1919 vor? Selbstverständlich bot sich mir ein vom heutigen Osttirol ganz verschiedenes Bild, im Laufe des Lebens habe ich viele Veränderungen mitbekommen. Damals war die österreichische Monarchie gerade zusammengebrochen und die Petroleumfelder in Galizien wurden abgetrennt. Osttirol war praktisch ohne Licht. Gebirgsbauern waren motorisiert meist gar nicht erreichbar, im Winter waren sie total von der Umwelt abgeschnitten. Wo heute moderne Stahlrohre für die Wasserversorgung verwendet werden, gab es früher einfache Holzrohre. Heute unvorstellbar sind auch die Mautstellen, die das Land trennten und auch für mich problematisch waren, weil sie es schwierig machten, in geschäftlichen Dingen konkurrenzfähig zu bleiben.

Heute ist Osttirol ein modernes Land, nach den Hochwasser-Katastrophen von 1965 und 1966 großzügig angelegte Straßen führen rasch in alle Winkel des Landes. Die hoch gelegenen Gebirgshöfe können nicht nur über Wege, sondern meist auch über elektrische Aufzüge versorgt werden, von denen ich nicht wenige erbaut habe. Durch die Verbundwirtschaft ist das Land voll elektrifiziert, dafür sind beispielsweise die Hausmühlen fast nicht mehr zu finden. Der Felbertauerntunnel ermöglicht eine bequeme Verbindung nach Salzburg und Nordtirol und bringt viele Touristen ins Land.

1919 hingegen bot sich mir die Gelegenheit, an allen möglichen Ecken und Enden kleine elektrische Kraftwerke zu erbauen und damit Energie zu gewinnen. Anders als in Nordtirol gab es hier viele kleine Bäche, mit denen damals die Mühlen für die Gehöfte betrieben wurden.

Leider happerte es ziemlich bei der Anschaffung von geeignetem elektrischen Leitungsmaterial, weshalb es nur möglich war, kleinere Leitungsnetze mit rostigem oder verzinktem Eisendraht zu bauen. Trotzdem war ich bald ein bekannter Mann in Osttirol, denn die Freude, endlich elektrisches Licht zu bekommen, war bei den einzelnen Gehöften und in den Dörfern enorm.

Als ich nach Osttirol kam, hatten erst drei der 37 Gemeinden des Landes elektrischen Strom, wobei Kals am Großglockner vor Nikolsdorf als erster Ort ein E-Werk erhalten hatte. Die Stadt Lienz war an dritter Stelle gefolgt, dieses E-Werk war kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges erbaut worden.

Damals gab es, abgesehen von diesen drei größeren Anlagen, noch folgende Kleinkraftwerke am Wiere-Kanal der Drau:

- 1.) das Hotel Rienznerhof hatte eine Mühle mit einer Francisturbine und einer kleinen Gleichstromanlage;
- 2.) die Kesselschmiede Pfannenwerk Kern Leisach, wo die Pressen von einer Francisturbine mit Transmission betrieben wurden; außerdem gab es einen offenen Gleichstromgenerator (110 Volt) für die Haus- und Fabriksbeleuchtung;
- 3.) die Brauerei Falkenstein hatte eine Francisturbine;
- 4.) das Kleinsägewerk Ortner hatte Wasserradantrieb;
- 5.) die Fischwirtssäge Vergeiner mit Francisturbine und
- 6.) die Winkler Mühle (Stadtmühle).

Schließlich gab es noch ein Wasserrad und einige kleine "Sägewerke" (Venetianersägen), die nur je ein Blatt zum Holzschneiden hatten.

Anschließend führte der Wiere-Kanal in das Flußbett von Drau und Isel, es gab keine weiteren Kraftantriebe. Der Rest des Bezirkes Lienz war komplett ohne Strom und schon bei meiner ersten Besichtigungsfahrt wurde mir klar, daß Osttirol im Vergleich zu Nordtirol um Jahrzehnte zurückgeblieben war.

Später entstand in Nikolsdorf eine Holzhandelsfirma, die einen Kanal errichtete, Wasser von der Drau zuleitete und ein Sägewerk mit Vollgatter sowie einen Lichtgenerator betrieb. Tagsüber diente der Betrieb ausschließlich der Säge, bei deren Stillstand am Abend konnte der Strom ins Dorf geleitet und dieses somit mit Licht versorgt werden. Während der Dreschzeit sorgte ein Abkommen mit dem Besitzer des Sägewerkes und der Kraftanlage dafür, daß der Strom mehrere Tage den Bauern zur Verfügung stand. Weitere Kleinkraftanlagen dieser Art gab es bei Blaßnig am sonnseitigen Hang von Hopfgarten im Defereggental sowie zur Beleuchtung dreier Häuser und zum Betrieb einer Hausmühle in Oberassling.

In den folgenden 20 bis 25 Jahren konnte ich zwar über 44 Kleinkraftwerke bauen, doch hatte die Sache zunächst einen Haken, denn ich hatte keine Konzession und wurde daher nach den ersten Arbeiten strafrechtlich verfolgt. Die Stadtgemeinde Lienz als einzige Konzessionsinhaberin, was den Bau von E-Works betraf, bewirkte durch ihre Strafanzeigen die Einstellung meiner Betriebe. Den hindernisreichen Weg zur eigenen Konzession werde ich nach einem Kapitel über Privates schildern.

#### **4. Hochzeitsglocken**

Da ich als Elektriker bald in ganz Osttirol einschlägig bekannt wurde, plante ich, mich in Ainet niederzulassen und suchte dort nach einer Wohnung. Da ich bislang nur gearbeitet und an gesellschaftlichen Ereignissen kein Interesse gezeigt hatte, war ich dem weiblichen Geschlecht gegenüber äußerst schüchtern und zurückhaltend, obwohl ich jetzt doch gerne einen richtigen Hausstand gehabt und daher auch gerne geheiratet hätte.

Oft habe ich Liebespaaren in verschiedener Weise geholfen, zum Beispiel auch, wenn es elterlicherseits Probleme mit der Postzustellung gab. So ergab es sich auch, daß ich für ein mir bekanntes, in einen Soldaten verliebtes Mädchen regelmäßig am Postamt die Briefe abholte und sie ihr heimlich übergab. Die junge Frau war mir dafür natürlich immer sehr dankbar und normalerweise

hoch erfreut. Einmal aber begann das Fräulein zu weinen, doch ich wußte nicht warum. Der Erste Weltkrieg war beendet und ihr Liebhaber, so- wurde mir später berichtet, löste das Verhältnis und fuhr nach Hause in die Tschechei. Das war eine Chance für mich, denn das Mädchen war eine brave Tochter und christlich erzogen, ein freundliches und fleißiges Fräulein. So versuchte ich nach einiger Zeit, mit ihr ins Gespräch zu kommen und fragte sie, ob sie sich vorstellen könne, daß wir uns gut verstehen könnten. Da sie noch zu sehr an ihrer vergangenen Liebe hing, konnte sie mir nicht gleich antworten. Zu dieser Zeit kam ich oft in das Haus, in dem sie und ihre Familie wohnten, da ich im Erdgeschoß ein kleines E-Werk gebaut hatte. Daher kannte ich auch ihre Eltern gut und sie waren voll des Lobes für mich - jedenfalls verkehrten wir in bester Eintracht. Das sollte sich spontan ändern, als die Eltern den ersten Verdacht schöpften, ich könnte mit ihrer Tochter ein Verhältnis haben. Plötzlich war ich nur mehr ein "dahergelaufener Landstreicher", die gute Beziehung war vorbei. Wir hielten aber an unserem Verhältnis fest und konnten uns damit auch durchsetzen, sodaß ich mit den Vorbereitungen zur Gründung eines Hausstandes beginnen konnte. Das ging allerdings nur sehr langsam, denn ich hatte zu wenig Geld, da ich verfügbare Kapital meist notwendig für mein Gewerbe brauchte. Bis es soweit war, daß wir an eine Heirat denken konnten, hatten sich auch die Eltern damit abgefunden. Das Aufgebot für meine Hochzeit mit Maria Ellinger wurde in der Andreaskirche in Lienz für den 24. Januar 1922 bestellt.

Damals wohnte ich bereits im Iseltal, meine Braut aber im Pustertal. Da es mit dem Straßenverkehr sehr schlecht bestellt war, fuhr man in Pferdefuhrwerken zur Trauung, die zwischen 6 und 7 Uhr morgens stattfinden sollte. Da es in der Vornacht aber stark geschneit hatte, kam die Braut viel zu spät zur Kirche. An diesem Wintertag wollte sich aber noch ein zweites Paar vermählen, das rechtzeitig am Traualtar erschien. So wartete der Pfarrer nicht länger, änderte die Reihenfolge und traute das andere Paar zuerst. Diese Änderung verwirrte ihn aber offensichtlich doch etwas, denn es kam zu einer kleinen Verwechslung, als endlich auch wir an der Reihe waren. Bei unserer Trauung verwechselte der Pfarrer nämlich die Namen der Brautleute so, daß eigentlich der erste Bräutigam zwei Frauen bekam. Beinahe hätte meine Frau deshalb nicht "ja" gesagt, doch getraute sie sich dann doch nicht, den Irrtum zu melden. Jedenfalls hat unsere Ehe trotz des kleinen Problems immerhin 60 Jahre gehalten...

## **5. Der lange Weg zur Konzession und der Konkurs**

Daß ich keine Konzession zur Erbauung von Elektrowerken hatte, machte mir, wie schon geschildert, große Probleme. Da mein erstes Ansuchen um Erteilung einer Konzession glattweg abgelehnt wurde, mußte ich mich von anderen Firmen gewerberechtlich decken lassen, bis ich nach vielen Bemühungen nach mehreren Jahren zur Prüfung zugelassen wurde.

Diese Prüfungen fanden nur einmal jährlich in Innsbruck statt. Es passierte mir wiederholt, daß mein Ansuchen um Zulassung so knapp vor dem Prüfungstermin abgelehnt wurde, daß eine Berufung dagegen zeitlich nicht mehr möglich war und ich somit ein weiteres Jahr warten mußte. Obwohl ich eine Befürwortung von über 20 Gemeinden Osttirols vorzuweisen hatte, weigerte sich die Bezirkshauptmannschaft Lienz, mir bei den Stellen der Tiroler Landesregierung in Innsbruck behilflich zu sein. Da war mir die Hilfe gelegen, die mir ein in Hall in Tirol lebender früherer Bezirkshauptmann von Lienz anbot.

Einmal mehr beantragte ich, zur Ablegung der Konzessionsprüfung zugelassen zu werden. Um gegen den wohl wieder ablehnenden Bescheid rechtzeitig Berufung einlegen zu können, fuhr ich diesmal aber nach Innsbruck und mietete mir dort ein Zimmer. Prompt erhielt ich wieder eine Ablehnung, worauf auch der pensionierte Lienzer Bezirkshauptmann persönlich bei der Landesregierung intervenierte. Es sah trotzdem schlecht für mich aus, denn die Prüfungen waren bereits im Gange, als

sich die lebhafte Diskussion über meinen Fall erst langsam zu einem richtigen Streit entwickelte. Trotzdem: als ich bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, erreichte mein Helfer doch noch, worauf ich schon so lange gewartet hatte: sofort mußte ich zur Prüfung eilen, die drei Tage dauerte und aus einem mündlichen und einem praktischen Teil bestand. Mit Feuereifer nutzte ich meine Chance und konnte die Konzessionsprüfung schließlich als einziger Kandidat bestehen.

In der Konzessionsurkunde schien aber leider folgende Beschränkung auf: ich war geographisch auf das Gebiet von Ainet bis Huben beschränkt, durfte meinen Beruf also nur dort ausüben, wo es überhaupt keine Arbeit gab, wobei für den Fall der Übertretung dieser Bestimmung das Erlöschen der Urkunde angedroht wurde. Im Gendarmerieposten von Ainet erklärte man mir fälschlicherweise jedoch, daß es eine beschränkte Konzession nur für Maurer und Zimmerer gäbe, nicht jedoch im Elektrogewerbe, daß ich von jetzt an somit Ruhe haben werde. So hatte ich schließlich doch die Überzeugung, nun ungeniert arbeiten zu können und zu dürfen, obwohl die Urkunde nach genauer gesetzlicher Niederschrift gar nicht zum Kraftwerksbau, sondern nur zur Installation berechnete. So baute ich mehrere Elektrowerke, bis die Behörden bei der Kollaudierung einer Anlage entdeckten, daß meine Konzession durch die geographische Beschränkung dort gar nicht gültig war und daher sofort zu entziehen war. Außerdem war in der Zwischenzeit eine neue Vorschrift verlautbart worden, wonach in Futterhäusern (Wirtschaftsgebäuden) nur mehr Peschelrohre verlegt werden durften; ich hingegen verlegte immer Bergmannsrohre und konnte die geforderten Peschelrohre auch gar nicht finden.

Die Konzession wurde mir tatsächlich sofort entzogen, die neue elektrische Anlage konnte nicht in Betrieb gehen. Somit war ich auch gar nicht berechtigt, die beanstandete Installation auf meine Rechnung zu verbessern. Da ich in der Zwischenzeit nicht nur verheiratet, sondern auch schon Vater von sechs Kindern war, die ich erhalten mußte, war dieser Verlust der Konzession ein großer Tiefschlag für mich, wahrscheinlich der größte in meinem ganzen Leben. In dieser Situation sahen außerdem die inzwischen berechtigten Lienzer Elektriker eine Chance, mich aus dem Bezirk zu bekommen, was sie unbedingt erreichen wollten. So blieb mir nichts anderes übrig, als einen befugten Elektriker aus Matri am Brenner auf meine Kosten mit der Reparatur zu beauftragen und mich bei ihm als Hilfsarbeiter anstellen zu lassen. Das war aber selbstverständlich keine befriedigende Dauerlösung, weshalb ich an die Tiroler Landesregierung ein Gesuch um neuerliche Zulassung zur Meisterprüfung machte. Die Ablehnung wurde mir ausgerechnet an einem 24. Dezember, also einem Heiligen Abend, zugestellt - mittlerweile schon im Christlich-Sozialen Ständestaat. So entschloß ich mich, nach Wien zu fahren, um dort an höherer Stelle zu versuchen. Dort wurde mir jedoch nur erklärt, daß die Landesregierung entscheiden müsse, ob ich eine weitere Meisterprüfung ablegen müsse. Die Stellen in Innsbruck ließen mich nun zur Prüfung zu, bestanden aber darauf, daß ich sie nochmals ablegen müsse. Obwohl ich mich wie ein Verbrecher behandelt fühlte, gelang es mir, als einziger der acht Prüflinge "mit ausgezeichnetem Erfolg" zu bestehen. Durch die vorangegangenen Ereignisse hatte ich jedoch einen schweren finanziellen Verlust erlitten. Nun aber konnte ich endlich ungehindert Osttirol mit elektrischen Kleinanlagen versorgen und es wurden mir keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt - im Gegenteil, von dieser Zeit an hatte ich von den Behörden jede Unterstützung, was einen Aufstieg langsam möglich machte.

Die gute Entwicklung dauerte leider nur einige Jahre, dann kam die große Wirtschaftskrise und Leute, die inzwischen Neues gekauft und gebaut hatten, steckten in Geldverlegenheiten. Von einem in Konkurs gegangenen Sägewerksbesitzer hatte auch ich ein Haus gekauft, jedoch ebenfalls ziemlich viele Schulden, weshalb das Haus mit einer Hypothek und Darlehensschulden belastet war. Die Wirtschaftslage wurde immer trister, regelmäßig mußten Bauernhöfe versteigert werden und schließlich ging einer der beiden Bürgen meines Darlehens, ein Holzhändler und Sägewerksbesitzer, durch die Zahlungsunfähigkeit einer italienischen Firma selbst auch in Konkurs. Da mir somit nur

mehr ein Bürge blieb, es handelte sich um einen wohlhabenden Bauern, wurde ich von der Bank aufgefordert, einen neuen zweiten Bürgen namhaft zu machen, was in dieser schlechten Zeit natürlich unmöglich war. Daher versuchte ich es gar nicht, jemanden zu fragen, sondern erstellte gleich ein gründliches Inventar über meine Werkstatt und mein Materiallager, ging zum Gericht nach Lienz und meldete ebenfalls den Konkurs an. Damit kam ich aber leider zu spät, da die Bank ohne mein Wissen bereits die Zwangsversteigerung der Liegenschaft des Sägewerksbesitzers angeordnet hatte.

Die Liegenschaft wurde um die Hälfte des Betrages versteigert und von meinem zweiten Bürgen, dem Bauern, in der Hoffnung gekauft, dadurch möglichst keinen Verlust zu erleiden. Ich durfte gegen Miete das Haus und die Werkstätte benützen. Nach einigen Jahren suchte ich dann bei der Gemeinde Ainet um einen Baugrund an. Ich sprach bei den acht Gemeinderäten vor, wobei mir vier zusagten, bei der Abstimmung für mich zu votieren. Dann getraute sich bei der Gemeinderatssitzung aber kein einziger, mit "ja" zu stimmen, wodurch mir kein Baugrund zuerteilt wurde. Dabei muß noch erwähnt werden, daß ich einerseits als "Zugereister" (Fremdling) ausgewiesen wurde, um nicht das Heimatrecht zu erlangen, ich andererseits ab gut genug war, die elektrischen Anlagen und das Leitungsnetz instand zu halten, weil sich die Gemeinde Ainet in der wirtschaftlich schlechten Zeit Elektriker aus Lienz nicht leisten konnte.

Da viele Strombezieher den Preis an die Gemeinde nicht bezahlen konnten, wurde für diese Abnehmer auf unbestimmte Zeit eine Stundung der Stromrechnung beschlossen. Die zum Betrieb notwendigen Sachen, wie Öl, Riemen, Bürsten usw. kaufte ich selbst und notierte alles. Auch die Aufstellung der schlechten Holzmasten besorgte ich, mit Hilfskräften, selbst. Um eine Verjährung meiner Forderungen an die Gemeinde zu verhindern, schrieb ich nach mehr als zwei Jahren eine Rechnung über die geleistete Arbeit und für das Material. Insbesondere durch den Verfall der Holzpreise und die 1.000-Mark-Sperre hatte sich die Wirtschaftslage erneut derart verschlechtert, daß es der Gemeinde Ainet unmöglich war, meine Rechnung mit Geld zu begleichen, sodaß man mir nun doch Baugrund zu sehr niedrigen Preisen für Haus und Werkstätte anbot und mich diesen Baugrund sogar beliebig aussuchen ließ, wo ich ihn haben wollte.

Nach der 1938 erfolgten Angliederung Österreichs an das Dritte Reich und dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 konnte ich mir einen Neubau aber nicht leisten, da ich von den Bauern kein Geld bekam, weil diese sich umschulden ließen. Dabei hatte ich ziemlich viele Außenstände und im Gegenzug Wechselschulden bei meiner Lieferfirmen. Durch Lebensmittelspenden der NSV wurde ich mehr oder weniger vorm Verhungern gerettet. Eine Verwaltungsstelle schickte mir die Aufforderung, meine Schulden bekannt zu geben, da mir dann geholfen werde, sie zu liquidieren. An die damit verbundene Zurücklegung meiner einst unter so großen Schwierigkeiten erworbenen Konzession wollte ich aber keinesfalls denken. Nun wurde in Matri in Osttirol von höherer Stelle die landwirtschaftliche Elektrifizierung angeordnet, wobei man mich fragte, ob ich nicht nach Matri übersiedeln und Ausbau und Leitung des dortigen Werkes übernehmen könnte. Einerseits war ich zwar begeistert, doch hatte die Sache den Haken, daß ich im Laufe der Zeit ja bereits in Ainet ein eigenes E-Werk gebaut hatte, mit dem ich Strom an die Gemeinde lieferte. So stellte ich der Gemeinde Matri die Bedingung, mein Elektrowerk in Ainet weiterbetreiben zu können und war mir klar, daß ich eine Rücklegung oder Einschränkung meiner Konzession nicht in Betracht ziehen wollte. Da dies alles von den Matriern akzeptiert wurde, begann für mich nun eine arbeits-, aber auch verdienstreiche Zeit. Um überhaupt die allerwichtigsten Arbeiten durchführen zu können, mußte ich sehr viele Stunden täglich arbeiten, da zwei meiner Söhne bereits zum Militär eingezogen worden waren, also nicht mehr helfen konnten. Max, mein ältester Sohn, kam am 4. Oktober 1941 zur Armee, später war er vom 1. Mai 1945 bis zum 19. März 1946 dann noch in amerikanischer Gefangenschaft in Italien.

## 6. Der Zweite Weltkrieg

Nach seiner Machtergreifung in Deutschland war es eine der "ersten Arbeiten" Adolf Hitlers, die wegen des Ersten Weltkriegs ans Ausland zu leistenden Reparationszahlungen für null und nichtig zu erklären und sofort einzustellen. Von der alten österreichischen Monarchie war bekanntlich ja nur mehr ein kleiner, "Deutschösterreich" genannter Zipfel übrig. Um Österreich für den Anschluß an das Dritte Reich reif zu machen, machten die Deutschen Tag und Nacht Propaganda gegen die österreichische Regierung und für ein neues Zeitalter, eben das Tausendjährige Reich. Die 1.000 Mark-Sperre führte zu einem Versiegen des Touristenstroms nach Österreich, wo wirtschaftlich sowieso große Probleme ungelöst waren. Die hohe Arbeitslosigkeit führte schon mehrmals zu Aufständen. Der österreichische Staatsführer Prälat Seipel ließ bei einem Umsturzversuch auf die gegnerische Arbeiterschaft schießen, was ihm als Geistlichem nie verziehen wurde.

Während die Zustände in Österreich also katastrophal waren, machten Hitler und Mussolini bereits ihren Staatsvertrag, wonach sich jeder Südtiroler entscheiden mußte, ob er zurück ins deutsche Sprachgebiet ziehen, oder aber im italienischen Gebiet bleiben wolle. Zur Ansiedlung, also als Einwanderungsgebiet wurde in diesem Zusammenhang Deutschösterreich genannt und wir in Österreich wußten, daß Hitler einmarschieren wollte, waren uns aber nicht sicher, ob nicht eventuell Mussolini kommen würde. Als 3 Jahre später, nämlich am 11. März 1938 deutsche Truppen die österreichische Grenze überschritten, gab es einen riesigen Volksauflauf und jeder glaubte, nun werde zwangsläufig alles anders. Eigentlich begann der Einmarsch bereits am Abend des 8. März, am 11. März erklärte Hitler, mit der "Heimkehr ins Reich", mit dem Anschluß Österreichs also, die größte Tat seines Lebens gesetzt zu haben. An diesem Tag wurden auch bereits die Ausnahmsgesetze verlautbart.

Wenige Monate später, nämlich bereits im August 1939, war fast jedem im Reich klar, daß ein Krieg kommen würde. Ich wurde zur Stellung vorgeladen und am 23. August 1939 als tauglich gemustert. Am Sonntag, dem 27. August, also wenige Tage, bevor die Propaganda erklärte, von polnischem Gebiet aus wäre "herübergeschossen" worden, was die Kriegserklärung an Polen bedeutete, mußte ich zur Wehrmacht nach Klagenfurt einrücken. Da ich für die Instanthalterung der E-Werke im Bezirk Lienz aber gebraucht wurde, erhielt ich sofort eine Entlassung aus dem Wehrdienst. Im Laufe des Krieges wurde ich noch einige weitere Male eingezogen und immer sofort freigestellt. Einmal allerdings bekam ich eine Vorladung, in der es hieß, ich müsse Matrie innerhalb von 12 Stunden verlassen und eine Freistellung sei unmöglich. Ich hoffte, daß mir vielleicht die Kreisbauernschaft doch noch helfen könne, ging daher zum Stabsführer und zeigte ihm meine Einberufung. Er erklärte mir, daß er zunächst nichts tun könne, versprach mir aber, alles für eine nachträgliche Rücknahme der Einberufung zu tun. Ich war diesbezüglich aber sehr pessimistisch und dachte mir, "Wahrscheinlich habe ich mein Maul wohl zu weit aufgetan", ich hatte nämlich öfters meine Meinung geäußert, das Deutsche Reich könne den Krieg niemals gewinnen, ja er sei sogar schon verloren. Ich war einfach kein Freund der Nazis und konnte nachts zwischen 23 Uhr und 1 Uhr regelmäßig hören, wie München bombardiert wurde.

Ich mußte also sofort gehen und rückte wiederum ein. Als es am zweiten Tag zur Monturzuteilung kam, ich hatte mich bereits vorne angestellt, kam mir plötzlich die Idee, die Warteschlange nochmals zu verlassen und mich ganz hinten neu anzustellen. In der Zwischenzeit konnte ich telefonisch in der Kommandatur nachfragen, ob nicht etwas für mich vorliege. Gesagt - getan, und tatsächlich hörte ich übers Telefon zuerst Blätterrauschen, dann die Mitteilung, ich könne sofort nach Hause fahren. Verständlicherweise war das eine große Erleichterung für mich.

Da man in Matrei nicht mit meiner so baldigen Rückkehr gerechnet hatte, erwartete mich die Enttäuschung, daß meine Stellung beim dortigen E-Werk hinfällig war. Der Stabsführer verhalf mir aber wieder zur Stellung zur Instandhaltung der vielen Elektrowerke im Bezirk. Da gab es zwar recht gute Verdienstmöglichkeiten, aber Schattenseiten. Da extrem viele Reparaturen und andere Arbeiten anfielen, war es mir einfach unmöglich, alles sofort zu erledigen. Es dauerte oft mehrere Tage, was mir immer wieder Schimpfworte einbrachte, aber Wunder konnte ich eben nicht wirken. Außerdem mußte ich auch immer wieder nach Oberkärnten fahren. Froh waren die Leute über mein Kommen aber zumeist trotz der Verspätungen, und so dankte man es mir regelmäßig mit reichhaltigem Essen.

Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatte ich natürlich sehr viel Arbeit, nicht zuletzt bei meinem Werk in Ainet. Damals kam von Matrei ein Telefonanruf nach dem anderen: "Anda, komm ja nicht herauf, sonst müssen wir nach Wolfsberg!" Diejenigen, die schon vor dem Anschluß illegale Nazis gewesen waren, kamen nämlich jetzt in ein Internierungslager nach Wolfsberg. Solange ich auch in Ainet genug Arbeit hatte, folgte ich der Bitte, und als ich später dann doch nach Matrei zurückkehrte, stellte sich heraus, daß ich dort eigentlich nichts zu suchen hatte - ich war weder Gemeindeangestellter, noch Betriebsleiter des E-Werks. Als ich mich gegen diese Absetzung wehrte, änderten die Matreier Gemeinderäte aber ihre Meinung und machten mich schließlich doch wieder zum Betriebsleiter des Elektrowerkes Matrei.

## **7. Eine erfolgreiche Verstärkeranlage**

Als es nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs Material der Fernmeldetechnik aus Heeresbeständen zu kaufen gab, baute ich eine große Verstärkeranlage mit mir damals zunächst unbekannter Leistungsfähigkeit. Ich hatte damit bereits unter anderem Lehrveranstaltungen und Pferderennen übertragen, als ich den Auftrag erhielt, die Verstärkeranlage bei einer Jubiläumsfeier der Stadt Lienz am Hauptplatz einzusetzen. Bei dieser Veranstaltung bzw. ihrer technischen Abwicklung schaltete sich auch ein Ingenieur ein, der die Sache so zu lenken verstand, daß finanziell nur er davon profitierte. So hatte ich zwar mehr oder weniger das Nachsehen, trotzdem freute mich der Erfolg, da es allgemein hieß, ich habe meine Aufgabe großartig erledigt.

## **8. Die ersten Elektrowerke in Alkus und Ainet**

Die erste Anlage im Bereich der Gemeinde Ainet wurde im Jahre 1906 von einem Privaten, nämlich Thomas Tabernig, zum Betrieb des von ihm erbauten Sägewerks errichtet. Auch das Schloß Weiherburg und schließlich die Gemeinde Ainet sollten versorgt werden, doch wollten die Bewohner des Dorfes zu dieser Zeit nichts von der Einführung elektrischer Energie wissen. So kam es, daß Thomas Tabernig in Konkurs ging und wenige Jahre danach brach der Erste Weltkrieg aus, sodaß die Anlage ungenutzt liegen blieb.

Erst als es in der Nachkriegszeit kein Petroleum mehr zu kaufen gab, ging den Bauern ein Licht auf. Ein Lienzener Makler hatte in der Zwischenzeit das erste Aineter E-Werk bereits erworben; er konnte sich ausrechnen, daß die Bevölkerung früher oder später Strom wünschen würde, und so ließ er das Werk unberührt. Die Rechnung ging auf: schon bald übten drei nach Ainet "zugereiste" Grundbesitzer Druck auf die Gemeinde aus - sollte sich die Gemeinde weiterhin nicht um die Stromversorgung kümmern, so wollten sie selbst, Peter Sulzenbacher, der Kaufmann Anton Ingruber und der Nachfolger von Thomas Tabernig, ein E-Werk erbauen. Plötzlich setzte nun die Gemeinde Ainet selbst Taten, denn sie wollte nicht von drei "zugereisten", also eigentlich auswärtigen Bürgern abhängig



werden. Also kaufte die Gemeinde im Jahre 1919 das bereits 13 Jahre alte E-Werk und begann mit dem Bau eines Leitungsnetzes zur Stromversorgung der Dorfbewohner.

Rund um das Elektrowerk gab es komplizierte Besitzverhältnisse und daher auch bald Probleme. Zunächst muß festgestellt werden, daß die Gemeinde Ainet nur die Turbine und die Elektroanlage kaufte, während das Grundstück und das Wasserrecht aber im Privatbesitz blieben und an die Gemeinde nur verpachtet wurden. Damals mußte der Betrieb öfters für einige Minuten eingestellt werden, wenn das Speicherbecken leer wurde, zum Beispiel bei Überlastung oder allgemeinem Wassermangel. Während des Stillstands konnte die Druckrohrleitung gefüllt werden, um anschließend den normalen Betrieb wieder aufzunehmen. Einmal kam es zu folgendem Problem: der Besitzer und Betriebsführer fuhr zu einer auswärtigen Hochzeit und war deshalb drei Tage lang nicht in Ainet. Obwohl der Wasserspeicher bereits am ersten Tag leer wurde, drosselte niemand das Wasser, um die Druckrohrleitung füllen zu können. So blieb die Gemeinde drei Tage lang ohne Strom. Als ich der Sache nachging, rann das Wasser bereits aus allen Spalten des Türstocks der Maschinenhalle. Nach einigen Problemen brachte ich die Türe auf, ein Wasserschwall kam mir entgegen und ich sah, daß das Schwungrad der Turbine in eine mit Wasser gefüllte Vertiefung des Bodens griff und dieses Wasser mit ungeheurer Streuung ins Maschinenhaus spritzte. Da das Bassin ja ausgelaufen war, hatte das Wasser keinen Druck mehr, außerdem hatte sich der Riemen aufgelöst. Nach der Rückkehr des Betriebsleiters von der Hochzeit mußte ein neuer Riemen gekauft werden. Ferner war eine größere Reparatur nötig.

Ein Grundbesitzer hatte oberhalb dieses E-Werks ein Feldbewässerungsrecht und leitete ganz nach seinem Gutdünken nicht nur im Sommer Wasser auf seine Wiese, sondern auch im Winter. Einerseits war dadurch die Gemeinde oft ohne Strom, andererseits wurden Felder und Wege stark vereist. Der Ainerer Gemeinderat beauftragte mich daher nachzusehen, was bei dem "Oberlieger" vorgehe. Bei meiner Begehung stellte ich fest, daß der Grundbesitzer das Wasser mit offenen Holzkendeln auf eine Wiese leitete. Ich wollte diese Kendeln leeren, was wegen der Vereisung aber nicht möglich war. Auch mein Versuch, einen halbwegs passenden Stein in das Gerinne einzulegen, brachte zu wenig Erfolg. Deshalb hackte ich mit einem mitgebrachten Sappin eine Seite des Gerinnes ab. Das war natürlich eine Besitzstörung, was prompt ein gerichtliches Nachspiel hatte. Dabei gab ich die Tat zwar zu, bat aber um die Klärung der Frage, ob der Grundbesitzer überhaupt das Recht habe, das Wasser abzuleiten. Wenn ja, werde der von mir angerichtete Schaden ersetzt, wenn nein, könne man doch nicht einfach zusehen, wie durch den Wasserentzug die Stromversorgung für die ganze Gemeinde unterbrochen werde. Durch einen falschen Schwur wurde der Prozeß derart in die Länge gezogen, daß der Angeklagte schließlich die Nerven verlor und den Besitz verkaufte. Angeklagt war nämlich der Besitzer der Liegenschaft. Unter diesen Umständen konnte ein geordneter Betrieb des E-Werks nicht mehr garantiert werden. Obwohl im Prozeß die Frage nach Recht oder Unrecht der Wasserableitung offen blieb, kam es später zu keinen weiteren Störungen der Wasserführung.

In Alkus wurde 1919 eine erste kleine Kraftanlage unter der Leitung von Bürgermeister Johann Brunner gebaut. Das erforderliche Elektromaterial war aber fast nicht aufzutreiben. Österreich hatte, wie erwähnt, die Petroleumquellen Galiziens verloren und so gab es fast kein Licht. Im von Italien besetzten Südtirol konnte man Petroleum aber unter großen Problemen kaufen. Die größte Schwierigkeit war die ungeheure Inflation in Deutschösterreich. Die österreichische Währung wurde in nur vier Jahren um das Zehntausendfache entwertet. Deshalb erfolgte im Frühjahr 1924 durch eine Schweizer Anleihe die Umwandlung von Kronen und Heller auf Schilling und Groschen im Verhältnis 10.000 : 1. Diese Währungsprobleme trafen auch den Erbauer des Alkuser E-Werks. Zunächst hatte er nämlich viel Geld in seiner Kasse gehabt, im Glauben, die entwertete Krone werde wohl wieder aufgewertet, aber das Werk nur äußerst notdürftig fertiggestellt. Außerdem wollte er auf besseres Leitungsmaterial warten. Das Geld wurde aber immer weniger wert, und so kam es, daß das kleine

Alkuser E-Werk erst nach 3 Jahren vom provisorischen Wasserantrieb mittels einer Mühle auf Turbinenbetrieb umgestellt werden konnte.

## **9. "Wer billig kauft, kauft teuer " - Stromzähler für Ainet**

Da das Elektrowerk der Gemeinde Ainet viel zu klein war, entschloß man sich zum Ankauf und Einbau von Stromzählern, um den Stromverbrauch zumindest zu regeln. Der Auftrag zur Lieferung wurde an mich vergeben, weil ich die Möglichkeit hatte, gebrauchte, aber neuwertige Zähler aus Deutschland sehr preisgünstig zu beschaffen. Tatsächlich wurden diese Zähler also ins Aineter Leitungsnetz eingebaut.

Nachträglich mußten wir feststellen, daß diese Stromzähler nur werksgeeicht waren, die gesetzlich vorgeschriebene amtliche österreichische Eichung aber fehlte. Der Reihe nach mußten daher die Zähler wieder abmontiert und nach Wien zur Eichung geschickt werden. Dabei wiederum stellte sich das nächste Manko heraus: die deutsche Eichung war von der in Österreich vorgeschriebenen insofern verschieden, als daß in Österreich das letzte Zählrad zusätzlich eine Zehntelangabe bzw. -unterteilung haben mußte. Zumal deshalb auch noch die Zählwerke aller Stromzähler ausgetauscht werden mußten, war es mit meinem billigen Einkaufspreis endgültig vorbei. Im Gegenteil, alles zusammen wurde teurer, als ein Kauf der Zähler sofort in Österreich gewesen wäre.

Wegen der geschilderten finanziellen Belastung ließ sich die Gemeinde Ainet mit dem Austausch sehr Zeit. Das ging soweit, daß ihr schließlich von den Behörden vorgeschrieben wurde, den Strom überall dort gegen eine Pauschale abzugeben, wo keine amtlich geeichten Zähler waren – bei Nichtbefolgung drohte die Einstellung des gesamten E-Werk-Betriebs... Dabei gab es bei der Pauschalabrechnung nicht einmal eine Zahlungspflicht der Stromabnehmer!

## **10. Fröh erbaute E-Werke in Lindsberg, Thal und im Außerschlöß**

In Lindsberg bei Nikolsdorf sollte, nach dem 1919 erfolgten Bau des Alkuser Werkes, ein zweites E-Werk von mir errichtet werden. Eine Quelle mit kleiner Wasserführung und etwa 150 Meter Gefälle war vorhanden. Von einem stillgelegten Sägewerk kaufte ich Hochdruckrohre mit 60 und 100 Millimeter Durchmesser. Eine gebrauchte alte Peltonturbine konnte ich in einer Schlosserwerkstätte auftreiben. Als Dynamo wurde ein alter 12-poliger Gleichstromradnabenmotor von einer Haubitzentransportmaschine, die aus dem Ersten Weltkrieg stammte, umgebaut. Diese mit Hauptstromwicklung versehene Maschine war äußerst robust gebaut und langsam laufend. Um sie als Lichtmaschine zur Stromerzeugung gebrauchen zu können, mußte sie auf Nebenschlußwicklung umgewickelt werden. Die Freileitung dieses E-Werks war aus Aluminium, sodaß es nur wenig Stromverluste gab und drei Bauernhäuser auf dem Lindsberg versorgt werden konnten.

Auch die Erste Tiroler Landeslatschenbrennerei in Thal erhielt zu Beginn der Zwanziger Jahre eine Elektroanlage. Als Antriebskraft diente ein Wasserrad am Thalerbach, das zum Betrieb einer Hechelmaschine zur Zerkleinerung der Latschen vorhanden war. Als Dynamo (Lichtmaschine) wurde der Generator eines 60-Volt-Benzinaggregats verwendet. Solche 60-Volt-Maschinen waren früher an der italienischen Front mehrfach für Bogenlampenscheinwerfer zur Beleuchtung und zum Abschluß von Giftgasfliegern verwendet worden. Wegen der sehr niedrigen Spannung mußte die Freileitung des Thaler Werkes einen sehr großen Querschnitt haben; leider konnten wir damals nur Eisendraht aufbringen und verwendeten ihn dann zwölffach.

Etliche Jahre später wurde im Tauerntal bei Matrei eine kleine Elektroanlage errichtet. Im Außergschlöß gab es zum Bau eines Gemeinschaftsstalles viel Holz zu schneiden, doch war es schwierig, das Benzin für den Motor zu bekommen, auch war es sehr teuer. So stellten wir eine transportable Holzsäge an einem kleinen Bach auf und trieben sie mit einer kleinen Pelton-turbine an. Für die Druckrohrleitung mußten die Bauern, denen die Almen im Außergschlöß gehörten, ihre Güllerrohre zur Verfügung stellen. Die Elektroanlage funktionierte jedenfalls schließlich sehr gut und wurde von vielen Personen zwecks Besichtigung aufgesucht.

## **11. Was ich mir mit den ersten Radioapparaten einbrockte**

Als in den Zwanziger Jahren die Radioübertragung aufkam, interessierte ich mich gleich sehr dafür und führte eigene Versuche durch. Leider hatte ich keine einschlägige Lektüre, sodaß es mir zunächst kaum gelang, einen Sender zu empfangen, weil ich es nämlich mit ganz falschen Wellenbereichen probierte. Schließlich konnte ich aber zwei ausländische Sender mit mir unbekannter Sprache hören. Diese waren sogenannte Marakoni- oder Löschfunkensender, die von den auf den Meeren funkenden Schiffen kamen und ein derart breites Spektrum im Wellenbereich hatten, daß sie sehr oft nur gestört hörbar waren, oder überhaupt nicht zu empfangen waren. Ein Funken wurde zwischen zwei Kupferscheiben erzeugt, später wurde dieses System natürlich modernisiert.

In der Osttiroler Zeitung machte ich eine große Annonce für mein beginnendes Radiogeschäft. Daraufhin kamen wirklich sehr viele Besucher, die sich das neue Gerät ansehen und natürlich auch etwas hören wollten. Die Bekanntheit meiner Radiopläne brachte mir aber auch ernste Schwierigkeiten, ja, auf Betreiben der Bezirkshauptmannschaft Lienz wurde ich sogar verhaftet und nach Lienz in den Arrest eingeliefert. Dabei war sich die Behörde wohl nicht sicher, ob ich denn ein "Funknetz-Verbrecher" war, denn sie fragte in Wien an, was mit mir zu geschehen habe. Ich war schon zwei Tage im Gefängnis, als die Antwort aus Wien kam, daß ich sofort freizulassen sei. Es hieß, der Rundfunk und die entsprechenden gesetzlichen Bestimmungen seien im Kommen, bis es genaue Bestimmungen über den privaten Gebrauch von Radioapparaten geben würde, müsse ich aber einem Verband beitreten, an den ich dann auch eine Abgabe entrichtete. Als Radiohändler mußte ich zusätzlich auch einen größeren Betrag an die Post abliefern.

Meine Radioversuche kosteten allgemein sehr viel Geld, und da ich es nicht hatte, mußte ich es mir eben leihen. Da ich keine höhere Schule besucht hatte, war ich mit dem Bank- und Zinsengeschäft nicht vertraut. Um überhaupt zu Geld zu kommen, mußte ich der Bank einen guten Bürgen namhaft machen und einen Blankoscheck unterschreiben. Als mir der Kassierer die für ein halbes Jahr geliehene Summe ausbezahlte, zählte ich zuerst nicht nach und glaubte, es wären die gewünschten 20 Millionen Kronen. Zu spät entdeckte ich, daß ich nur etwas mehr als 17 Millionen Kronen bekommen hatte, nach einem halben Jahr wegen der extrem hohen Zinsen aber 20 Millionen zurückzahlen mußte. Das war ein großer Wucher! Und so konnte ich nach dem sechsten Monat auch nur einen Teilbetrag bezahlen, der Rest war durch Wechsel zu decken. Dabei wurde meine finanzielle Situation immer schlechter, das Radiogeschäft brachte mir praktisch nichts, weil die Apparate so schlecht funktionierten. Das war gar kein Wunder, denn Österreich hatte ja noch gar keine Sender, sodaß meine Radios nur ausländische Programme empfangen konnten, natürlich in schlechter Qualität. Diese Misere dauerte etwa zwei Jahre, dann war ich endlich schuldenfrei und hatte in der Zwischenzeit auch technische Verbesserungen an den Radiogeräten durchgeführt.

Heute ist es unmöglich, den beschriebenen Zinswucher zu beweisen, denn ich wußte damals nicht, daß jeder bezahlte Wechsel in meine Hände kommen sollte. So wurden sie immer gleich in der Bank zerrissen und in den Papierkorb geworfen.

Da ich, wie erwähnt, keine Literatur über den Radioempfang hatte, war mir übrigens zuerst lange Zeit unklar, warum es tagsüber bei Sonnenschein nicht klappte, einen Sender zu hören. Ich glaubte an eine Störung in meinem Gerät und untersuchte die Batterien. Ich wußte eben nicht, daß der Empfang bei Sonnenschein zehntausendfach schwächer war als in der Dunkelheit, wenn ich Grammophonmusik und Nachrichten hören konnte....

## **12. Vom ersten Strom in Gwabl zur Errichtung eines Aufzugs**

Im Jahre 1927 fragte mich der Untermoar-Bauer von Gwabl, Florian Jester, ob ich in Gwabl nicht auch eine kleine E-Werksanlage bauen könnte, wie ich es 1919 bei Johann Brunner in Alkus getan hatte. Bei der Besichtigung stellte ich fest, daß es sich um ein zwar kleines, aber gutes Gewässer aus einer Quelle handelte, dessen 20 Meter-Gefälle vom Besitzer bereits zum Betrieb einer Mühle ausgenutzt wurde. Diese Mühle war nicht mit einem Wasserrad, sondern schon mit einer Turbine ausgestattet. Für die Erzeugung von Strom war somit bereits viel vorhanden, ich brauchte nur noch für einen kleinen Generator, eine Schalttafel, eine kurze Freileitung und die Hausinstallation zu sorgen. Zum Dreschen und Hechseln war auch ein Seilantrieb schon da. Florian Jester und ich vereinbarten, daß ich einen Generator zu besorgen und aufzustellen hatte, die Freileitung von der Mühle zum Untermoar-Haus errichten und die Hausinstallation durchführen mußte. Da sich nun aber noch drei weitere Bauern um einen Stromanschluß bewarben, wurde von allen vereinbart, man müsse mit der Energie sehr sparsam umgehen, da die Grenze der Beleuchtungsmöglichkeit schnell erreicht war. Für jedes Haus standen nämlich nur 300 bis 400 Watt zur Verfügung, wobei die Freileitung aus Kupfer in einem schwachen Querschnitt ausgeführt wurde. Die Anlage wurde von Florian Jester gebaut, lieferte aber einfach viel zu wenig Strom. Außerdem wollten mehr und mehr Gwabler Strom beziehen, besonders zum Betrieb ihrer Hausmühlen. Also kam der Plan auf, ein größeres Werk zu errichten.

Die sieben interessierten Besitzer waren Untermoar, Mittermoar, Obersteiner, Frotschnig, Eder, Jester und die Schule. Sie trafen die Vereinbarung zum Bau eines größeren Werkes, beauftragten mich aber nicht damit. Mit viel Aufsehen führten sie die Wassermessungen selbst durch und machten bereits im Projekt derart grobe Fehler, daß ich mir bald schon sicher war, die Anlage könne so niemals funktionieren. Zum Beispiel wußte ich, daß die Wassermenge pro Sekunde nur etwa 6 Liter betrug, obwohl es die Bauern irgendwie "geschafft" hatten, oben an der Quelle stolze 25 Liter zu messen. Der Plan, das E-Werk im Anger des Mittermoar mit 2 x 220 Volt, also Dreileitersystem, zu errichten, war zwar gut, aber die Fehler bei der Wassermessung machten ihn sinnlos. Das stümperhafte Vorgehen brachte mich ganz in Rage, sodaß ich mich entschloß, mich einfach einzuschalten, obwohl ich nicht an einen Auftrag dachte. Es wurde ja nur gestritten. Auch glaubte man mir zunächst nicht. So beschlossen Peter Jester, der Sohn des Untermoar, und ich, an einem Dreikönigstag, den ganzen Tag über das Wasser mit einer Waschwanne und einem 2 Liter-Glas zu messen. Das Ergebnis lautete 6,4 Liter pro Sekunde. Erst jetzt, als ein Bauernsohn diese geringe Angabe bestätigte, erschienen meine Bedenken glaubwürdig. Obwohl bereits eine behördliche Kommissionierung stattgefunden hatte, wurde nun der gesamte Plan abgeblasen.

Schließlich wurde ich übrigens doch noch mit der Planung einer neuen Anlage beauftragt, welche dann noch im Jahre 1927 gebaut wurde and großartig funktionierte, nicht zuletzt auch, weil wir sehr gute Maschinen bekamen. Die gute Arbeit des Elektrowerkes war auch wichtig, denn schon bald begann man mit einem Silobau, wozu eine Menge Schotter benötigt wurde. Und der Transport sollte mit einem Aufzug erfolgen!

Für diesen Aufzug beschäftigte man zunächst einen Techniker, dem es aber nicht gelang, die Seilbahn zum Funktionieren zu bringen. Obwohl ich zunächst keinen Schilling daran verdienen konnte, war

dies mein Glück, denn ich konnte meinen wirklich wunderbaren Spezialmotor anbringen, den wir an einem Abend ausprobierten. Früher war es zur "Lichtzeit", also abends, ganz unmöglich, mit einem Motor zu fahren, weil das Licht ausging und der Aufzug stehenblieb, wenn der Aufzugbock überfahren wurde. Nun aber, nach dem Einbau des neuen Motors, beförderten wir nach der abendlichen Hauptlichtzeit mit der Winde Portlandsäcke voller Zement herauf. Es freute mich, den Gwablern das gute Funktionieren zeigen zu können. Am Anfang legte man nur drei Säcke auf, dann probierten sie es mit vier, fünf und sogar sechs Säcken und staunten schon darüber, daß der Riemen nicht abging. Zuletzt kamen sogar zwölf Säcke und, darauf hockend, der den Zement in der Talstation auflegende Mann zugleich an. Wie leicht hätte dabei das dünne Tragseil reißen können! Diese Probe der Leistungsfähigkeit kam mir insoferne sehr zugute, da ich künftig sämtliche Seilbahn-Aufträge in Osttirol erhielt und die früher hier tätige Aufzugfirma nichts mehr zu suchen hatte.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ging ein zweites E-Werk in Betrieb und versorgte die restlichen Häuser in Gwabl mit Gleichstrom. Um den Stromverlust zu verkleinern, wurde 1951 der Freileitungsbau erneuert. Für eine gewisse Zeit war die Stromversorgung damit so halbwegs gesichert, wurde dann aber immer schlechter, was die Abnehmer natürlich immer unzufriedener machte. Mit dem Auftrag, das Gwabler E-Werk wieder auf Touren zu bringen, machte ich mich an die Reparatur, bei der mich Ferdl Gander unterstützte. Außerdem bauten wir Zähler ein, die aber von niemandem abgelesen wurden, für den Strom kassierte man nicht einmal, die Zähler waren also sinnlos. So probierte man, durch eine nächtliche Kontrolle des Verbrauches der Stromknappheit beizukommen. Die Erfolglosigkeit dieses Unternehmens war keine Überraschung wegen der beschränkten Wassermenge konnte das E-Werk dem steigenden Bedarf, nicht zuletzt durch das unbefugte Inbetriebnehmen von Öfen, einfach nicht Rechnung tragen. Und Wunder wirken, das konnte ich natürlich auch nicht. Die Probleme vergrößerten sich noch im Herbst 1972, als durch einen Mangel an Niederschlägen die Wassermenge für das E-Werk noch geringer wurde. Bei einer Besprechung der Stromabnehmer wurde damals beschlossen, die Landesgesellschaft Tiwag mit der Energieversorgung zu beauftragen.

### **13. Der Überfall auf offener Landstraße**

Ungefähr 1928 mußte ich einmal mit dem Motorrad von Ainet über Südtirol und Innsbruck nach München fahren, um dort Stromzähler zu kaufen. Für diesen Zweck war ich von der Gemeinde Ainet mit einer größeren Summe Gelds ausgestattet worden, das ich bei mir hatte. Obwohl an diesem Herbsttag ein Viehmarkt abgehalten wurde, gab es sehr wenig Straßenverkehr. Sehr weit war ich auf der Pustertaler Straße noch gar nicht gefahren, als mich ein vermeindlicher Polizist durch Handaufheben in der Nähe von Mittewald stoppte. Erst als ich schon vor dem Mann gehalten hatte, bemerkte ich, daß es sich um den Überfall eines Wegelagerers handelte. Der Mann verdeckte sein Gesicht mit einer schlitzaugigen Maske und drohte mir, er werde mich mit seinem Erlenholzprügel erschlagen, wenn ich nicht mein Geld herausgäbe.

Nie in meinem Leben hatte ich mit einem Menschen auch nur gerauft, umso mehr schockierte mich diese Situation. An Gegenwehr war nicht zu denken. Als extrem nützlich erwies sich aber die Tatsache, daß ich, getrennt vom Geld der Gemeinde Ainet, immer etwas Münzgeld (Lire und Schilling) in meinen Westentaschen hatte, wenn ich durch Südtirol fuhr. So begann ich, das eigentlich für eine Jause gedachte Kleingeld aus meinen Taschen zu holen und dem Räuber zu übergeben. Als er wütend nach mehr schrie, entgegnete ich ihm, dies wäre mein gesamtes Geld. Daraufhin befahl er mir, sofort schnell wegzufahren, ansonsten er mit seiner Pistole schießen werde. Pistole sah ich zwar keine, trotzdem war ich so nervös, daß es mir zuerst unmöglich war, mein Motorrad zu starten. Nachdem es doch geklappt hatte, fuhr ich sogleich zum nächsten Polizeirevier nach Abfaltersbach. Da

der dortige Postenkommandant aber nicht daheim war, mußte ich bis Sillian zum nächsten Revier weiterfahren.

In Sillian zeigte sich dann die Auswirkung des Schocks. Am dortigen Revier konnte ich nur noch lachen und lachen und wirkte mit meiner Aussage wohl sehr unglaubwürdig. Der Polizist verlangte nach meinem Personalausweis, beim Herausnehmen kam dann auch die Brieftasche mit dem hohen Geldbetrag zum Vorschein. Nur ungern nahm man Aussage zur Kenntnis.

Damals hatte im gesamten Osttirol die Gendarmerie nur ein einziges Motorrad zur Verfügung, nämlich in Lienz. Um die Verfolgung des Räubers aufnehmen zu können, mußte die Sillianer Gendarmerie also zunächst von einem Mechaniker ein Auto mieten. Die Bitte, ich möge doch auch mitfahren, mußte ich ablehnen, weil ich es mittlerweile schon zu eilig hatte. Dafür versprach ich aber, am Retourweg vorbeizuschauen. Mittlerweile beruhigt und wissend, daß der Überfall wohl auch schlimmer hätte ausgehen können, fuhr ich weiter, kam aber nur mehr bis Steinach am Brenner. Eigentlich hatte ich an diesem Tag bis Innsbruck fahren wollen. So war der Weg am nächsten Tag natürlich länger, ich konnte geschäftlich in München aber alles erledigen und schließlich am dritten Reisetag mit der Rückfahrt beginnen. Wie versprochen kehrte ich dabei am Polizeiposten Sillian ein, wo man mir sagte, daß der Wegelagerer schon inhaftiert war. Der Gauner hatte sich in einem neben der Straße gelegenen Heustadel versteckt, war aber von einem Knecht gesehen, bald darauf verhaftet und schließlich in den Arrest geliefert worden. Der Mann hatte im Bezirk Lienz schon mehrere Diebstähle und auch bereits einen Überfall begangen, nämlich an einer schwangeren Bäuerin, die geschockt auf der Straße liegen geblieben war. Abgesehen davon, daß ich entschädigungslos zweimal zu Gerichtsverhandlungen mit der Bahn von Lienz nach Innsbruck fahren mußte, hatte diese Geschichte wohl ein gutes Ende...

#### **14. Erlebnisreiche Arbeiten Ende der 20er, Anfang der 30er-Jahre**

Um das Jahr 1930 war die Mehrheit der kleinbäuerlichen Bevölkerung finanziell nicht in der Lage, sich eine elektrische Zerkleinerung des Brennholzes zu leisten. Daher kaufte ich eine solche Maschine und bediente sie entweder selbst, oder verlieh sie an die Kunden zur Selbstbedienung. Leider war es für mich aber vollkommen unrentabel, denn einerseits mußte ich bei den Behörden in Lienz um eine eigene Gewerbeberechtigung ansuchen und Steuern dafür bezahlen, andererseits wurde meine Maschine viel zu wenig genutzt, besonders als im Laufe der Zeit doch mehr und mehr größere Bauern eigene Kreissägen kauften.

Ahnlich erging es mir mit einer Flachsbrechelanlage, deren Ankauf - etwa zur gleichen Zeit - ebenfalls hinausgeworfenes Geld war. Die Bauern bauten zunächst also Flachs an, hatten aber keine entsprechende Flachsbearbeitungsmaschine. Daher kaufte ich so eine Brechelanlage und stellte sie den Bauern leihweise zur Verfügung. Nun mußte ich auch für diesen Verleih wieder einen eigenen Gewerbeschein lösen, was wegen des geringen Flachsbaus mein Geschäft gleich unrentabel machte. Bald erwies sich der Kauf der Maschine überhaupt als totaler Reifall, denn der Flachsbaum wurde eingestellt und meine Anlage war unnötig.

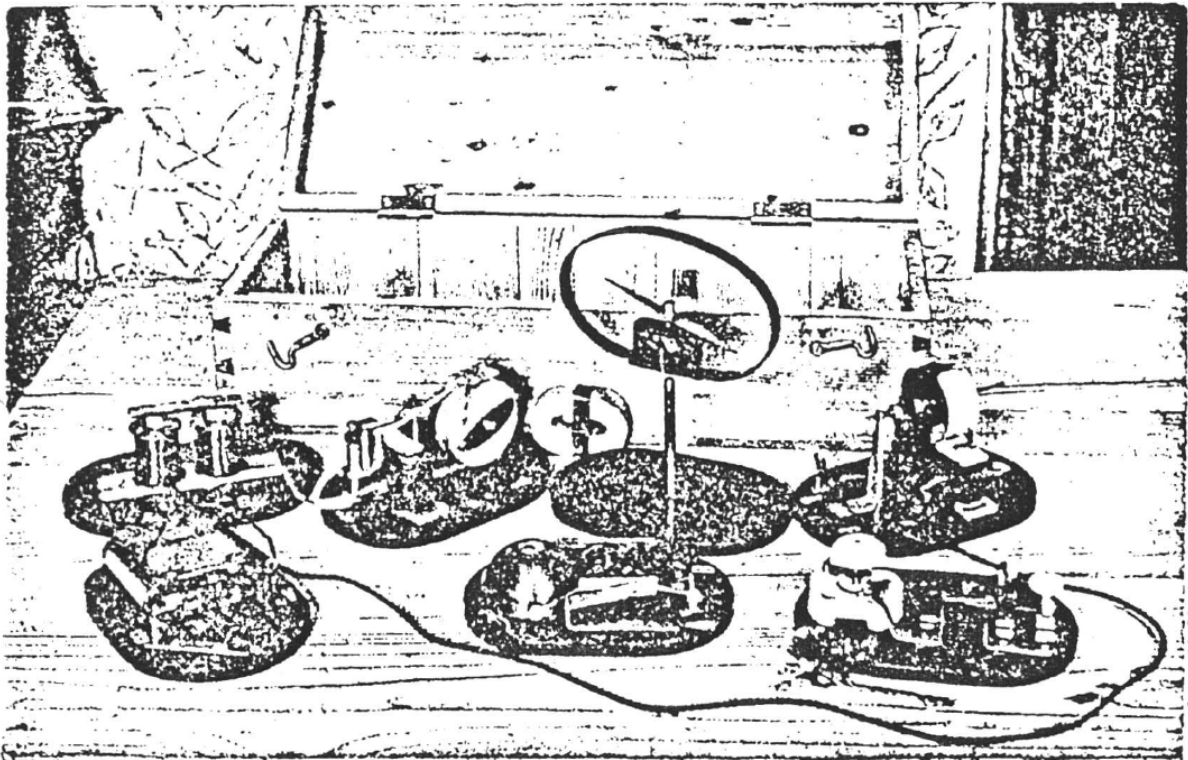
Eine interessante Anlage erhielt um 1930 das Hotel "Forellenhof" in St. Jakob im Defereggental. Die Besitzer wollten sich nämlich nicht an das öffentliche Netz anschließen lassen, das sehr hoch verschuldet war und deshalb hohe Anschlußgebühren verlangte. Deshalb zogen sie mich zu Rate. Wie ich feststellte, hatte das Hotel zur Trinkwasserversorgung bereits eine Hochdruckrohrleitung mit 2 Zoll Durchmesser und etwa 40 Meter Höhenunterschied zur Quelle. Damit konnten nicht nur die Hausbrunnen und Toiletten versorgt werden, sondern es gab noch eine restliche Hochdruckwassermenge, die wir zur Erzeugung von Strom und zur Stromspeicherung im Tag-Nacht-

Betrieb nutzen wollten. Schon im Baustadium besuchten viele interessierte Leute diese Anlage und meinten aber zumeist, dieses System werde sicher nicht funktionieren können. Die Zweifler behielten aber nicht Recht. Das gesamte Hotel konnte reichlich mit Strom zur Beleuchtung versorgt werden, Kochen wollte man sowieso nicht mit elektrischer Energie. Das Abwasser von der Turbine wurde sogar noch für Hotelküche und den Haushalt genutzt. Und obendrein verblieb noch ein letzter Rest des Wassers für einen Fischteich.

Zur Zeit der großen wirtschaftlichen Krise Ende der Zwanziger, Anfang der Dreißiger Jahre versuchte ich, durch den Verkauf von selbst entworfenen und gebauten Lehrmitteln über Elektrizität Geld zu verdienen. Bei diesen für die Volksschulen gedachten Lehrmitteln handelte es sich um einen Holzkoffer mit sieben einfachen elektrischen Apparaten auf polierten Nußholzbrettchen im Innern.

Als Stromquelle diente eine Flachbatterie (Taschenlampenbatterie). Mit den handgefertigten Apparaten konnten folgende Vorführungen über Elektrizität and ihre Verwendung gemacht werden:

- a) Leiter und Nichtleiter
- b) Wärme (dünner Widerstandsdraht) und Licht
- c) Elektromagnetismus and Wirkung der Induktion
- d) Vorführung der elektromotorischen Kraft
- e) Anzeige von Nord- und Südpol durch eine Magnetnadel sowie Nachweis der Deklination und Inklination durch Ummagnetisieren der Magnetnadel
- f) das Telegraphieren mit einem Morseapparat, der natürlich sehr einfach war: das Papierschreibband mußte von and gezogen werden
- g) zum Schalten der angeführten Apparate war noch ein Handausschalter im Holzkoffer.



Obwohl ich wegen der Wirtschaftskrise nur einen ungeheuer niedrigen Preis für den komplett gefüllten Holzkoffer verlangte, nämlich 35 Schilling, war es sehr schwierig, meine Lehrmittel an den

Mann zu bekommen. Ich fuhr also von Ortschaft zu Ortschaft, von Schule zu Schule, immer auf der Suche nach jemandem, der einen Koffer für die Schule kaufen konnte. Manchmal war es die Gemeinde, manchmal zahlte der Schulleiter, mitunter half auch der Pfarrer aus...

Mitte der Dreißiger Jahre führte ich in Heiligenblut eine recht schwierige Funkentstörung durch. Die dortige Elektroanlage war so störungsanfällig, daß keine Firma die Reparatur hatte erledigen können, und so blieb der Radioempfang praktisch unmöglich: Mit der Gemeinde Heiligenblut schloß ich einen Vertrag mit folgenden Bestimmungen ab: sollte es mir gelingen, daß nach meiner Reparatur der Radiosender München gut zu hören war, so sollte ich eine größere Summe bezahlt bekommen. War meine Arbeit erfolglos, sollten meine Verköstigung und Verpflegung das einzige Entgelt bleiben. Nun, ich baute große Hochfrequenzdrosseln, Kondensatoren und Schleifbürsten ein und wirklich, die Sache klappte!

Auf sehr praktische Weise konnte die Nikolsdorfer Alm (Trattenberger Gemeinschaftsalm) mit Strom versorgt werden. Eine für die Bewässerung schon vorhandene Hochdruckwasserleitung wurde genutzt, um direkt beim Stall eine kleine Turbine mit Dynamo zu betreiben, wodurch der für das Licht und die Melkmaschine nötige Strom erzeugt wurde.

## **15. Von Seilbahnen und Betriebstelefonen**

Nachdem die Straßenverhältnisse im Lande Tirol in den Dreißiger Jahren noch sehr schlecht waren, wurden vielerorts Aufzüge statt Straßen gebaut. Dabei hatte ich mit meinen Spezialmotoren großen Erfolg: ich ersetzte nämlich gewöhnliche Motoren durch Reihenschlußmotoren (Bahnmotoren). Der Erfolg machte mich weitem bekannt und so wurde ich vom Amt der Tiroler Landesregierung mit dem Bau der Elektro- und Signalteile sehr vieler Seilbahnen beauftragt.

Zu diesen Seilwegen mußte auch immer ein Betriebstelefon errichtet werden, wobei gebrauchte Apparate von der staatlichen Post- und Telegraphenverwaltung billig gekauft werden konnten. Ein ortsansässiger Ingenieur errichtete diese Telefonanlagen, doch sie funktionierten stets nur dort, wo es nur zwei Sprechstellen gab, also je einen Apparat am unteren und am oberen Ende der Seilbahn. Gab es mehr als zwei Sprechstellen, funktionierte das Telefon entweder gar nicht, oder aber nur schlecht. Daher wurde ich gebeten, nach der Fehlerquelle zu suchen.

Die einzelnen Sprechstellen waren mit OB-Apparaten (Ortsbetrieb-Apparaten) ausgestattet. Ein Anruf funktionierte mit handbetriebenen Wechselstrominduktoren. Bei meiner Untersuchung bemerkte ich, daß der Anrufstrom durch die erste Glocke, also jene der anrufenden Stelle, ging und alle anderen Telefone lagen parallel zur Anrufglocke. Hatte eine Telefonanlage zum Beispiel 5 Sprechstellen, so bekam die Glocke der anrufenden Stelle fünfmal soviel Strom wie die anderen Glocken, obwohl ja gerade die Glocke der anrufenden Stelle gar keinen Strom benötigte. Ich mußte also Änderungen in der Schaltung vornehmen. Durch ein Kurzschließen überbrückte ich die Glocke der anrufenden Sprechstelle und machte sie dadurch stromlos. Die vier anderen Glocken erhielten dadurch den gesamten Ström und alles funktionierte tadellos. Die Lösung dieses Problems brachte mir nun weitere Aufträge ein, auch zur Betreuung der bereits gebauten Anlagen wurde ich herangezogen.

## **16. Der Bau der E-Werke St. Johann im Walde und Heiglbach**

Im Jahre 1937 wurde in Unterleibnig ein Elektrowerk für die Gemeinde St. Johann im Walde gebaut. Nach Anerkennung meines Kostenvoranschlages vereinbarten wir, daß die Anzahlung bei der



Fertigstellung im Herbst 1937 zu leisten sei. Die Restzahlung war für die Zeit nach der Holzschlägerung vorgesehen, sollte also im Frühjahr 1938 erfolgen. Durch den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 verlor ich aber diese meine Forderung, weil es keinen Kreditverkauf mehr gab, sondern nur mehr Bargeschäfte. Dabei mußte ich meine Wechselschulden an meine Lieferfirmen durchaus bis spätestens Herbst 1938 begleichen. Außerdem gab es neue Materiallieferungen nur mehr gegen Nachnahme. So kam ich in größte finanzielle Schwierigkeiten, konnte nur mit Mühe die Wechsel einlösen und mußte von der NSV mit Lebensmitteln unterstützt werden.

In das Jahr 1938 fällt auch der Baubeginn für das E-Werk Heiglach in Ainet. Die wasserrechtlichen Verhandlungen waren schon durchgeführt, einen Maschinensatz mit Turbine, Generator und Schalttafel hatte ich bereits vor Jahren gekauft. So fehlten nur noch etwa 300 Stück 1-Meter-Blechrohre und die entsprechenden Arbeiten. Ich bot der Gemeinde Ainet an, sie solle die Rohrleitung vorfinanzieren, dafür würde sie 2 Jahre lang den gesamten Strom dieser Stufe gratis bekommen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, sodaß mit dem Bau im Winter 1938 sofort begonnen werden konnte. Das E-Werk Heiglach wurde dann 1939 in Betrieb gesetzt.

## **17. Eine hölzerne Rohrleitung für Matriei**

Das schon 1919 in Matriei erbaute Elektrowerk mit einer Leistung von maximal 50 Kilowatt genügte den Erfordernissen der Abnehmer, wie schon erwähnt, in keiner Weise. Das Freileitungsnetz bestand durchwegs aus verzinktem Eisendraht mit 6 Millimeter Durchmesser, die Transformatoren mit der Leistung von 2,6 bis 25 Kilowatt und der niedrigen Betriebsspannung von 120/220 Volt konnten den Licht- und Kraftbedarf nicht decken.

Nach dem Anschluß Österreichs an das Dritte Reich gab es ein Soforthilfeprogramm für die Bauerngemeinde Virgen, Matriei-Land und für die Marktgemeinde Matriei, und zwar wurde zur Verbesserung der Stromversorgung ein neues Kraftwerk mit 170 KVA bewilligt und in Angriff genommen. Zur Errichtung einer Freileitung wurden Aluminiumdrähte zur Lieferung freigegeben. Da der Zweite Weltkrieg zu einem Mangel an Arbeitskräften führte, war es besonders viel Arbeit für die Verbliebenen, das Freileitungsnetz zu errichten.

Die Materiallieferungen für das neue E-Werk klappten nur teilweise. Probleme gab es auch bei der Errichtung einer Druckrohrleitung. Dafür Eisen als Material zu bekommen, war sowieso unmöglich, wegen eines Mangels an Geeigneterem kamen nur Holzgebände in Frage. Der oberösterreichische Lieferant dieser Rohrleitung ging aber in Konkurs, wodurch wir wiederum nur eine Teillieferung bekamen. So entschieden wir uns, einfach den Durchmesser von den geplanten 100 auf 30 Millimeter zu verkleinern, wobei aber ein großer Fehler passierte. In der Eile wurde nämlich nicht beachtet, daß die Schrägabrundung der Rohre dem kleineren Durchmesser anzupassen war, und so geschah es, daß die Rohre an ihrer Innenseite zwar geschlossen waren, außen aber gab es einen Spalt. Nachdem der Fehler erst bei der Inbetriebsetzung entdeckt wurde, mußten Tausende von Keilen aus weichem Fichtenholz zum Abdichten verwendet werden, außerdem gab man einige hundert Eisenreifen aus Runddraht um die Rohre herum. Damit waren die Probleme zwar nicht vollständig gelöst, aber wenigstens funktionierte der Betrieb.

Die Betriebsspannung wurde von 125/220 Volt auf 220/380 Volt erhöht. Die Leitungsquerschnitte wurden mit 25 bis 70 Quadratmillimeter Aluminium verstärkt. So war es nun schließlich doch möglich, das gesamte Gebiet problemlos mit elektrischer Energie zu versorgen.

## **18.Schulden, Schulden, Schulden - Firma Hechenblaikner kreditunwürdig?**

Als das 1938 in Ainet erbaute Elektrowerk zu klein wurde, mußte an den Ausbau der gesamten vorhandenen Gefällstufe gedacht werden. Zu diesem Zweck war es aber nötig, eine größere Summe Geld zu beschaffen. Also mußte ich Schulden machen, und zwar bei einem Aineter Kaufmann und dessen Frau. Mir vereinbarten die Verzinsung des Geldes und die Art der Rückzahlung, nämlich nur teilweise in bar, zum anderen Teil durch Stromlieferung an die Kaufleute. Da der Ausbau des E-Werks durch den Zweiten Weltkrieg aber verzögert und nicht rechtzeitig abgeschlossen werden konnte, wurde es schließlich eine sehr teure Angelegenheit. Bis der Kredit gänzlich zurückbezahlt war, vergingen einige Jahre.

Da auch mit dem Umbau des Gleichstrombetriebes gerechnet werden mußte, kaufte ich von der Landesgesellschaft Tiwag ein Maschinenaggregat, das aus einem Drehstromgenerator, einer Pelton-turbine und einem Öldruckregler bestand. Finanziell war dieser Kauf für mich nur durch die Abmachung, in Raten bezahlen zu können, möglich. Die Maschinen sollten innerhalb von zwei Jahren aus dem Nordtiroler Tiwag-Lager nach Ainet geliefert werden, tatsächlich kamen sie aber bereits nach kurzer Zeit in Osttirol an. Leider hatte ich aber finanzielle Probleme, kam mit den Ratenzahlungen in Rückstand, worauf die Tiwag den wertvollsten Teil des Maschinensatzes, nämlich den Ständer, wieder abholte und in ihr Lager nach Lienz brachte, um finanziell keinen Schaden zu erleiden. Die Kreditwirtschaft der Firma Hechenblaikner war wohl kaum glaubwürdig...

Da es in Ainet nur das Elektrowerk vom Heiglbachl gab und für die Vergrößerungen alles erst in Planung war, trat ich an die Tiwag-Hauptverwaltung heran, um einen Ratenzahlungsvertrag zu erhalten, ähnlich dem der Gemeinde Matrei, der mir bekannt war. Direktor Robert Steiner verpaßte mir aber eine gründliche Abfuhr und verweigerte auch die Lieferung von Zusatzstrom durch die Tiwag. Die Firma Hechenblaikner sei der Tiwag einfach zu klein, meinte er. Am besten wäre es wohl, schlug der Direktor vor, ich würde mein E-Werk überhaupt an die Tiwag verkaufen, entweder gegen Bargeld, oder für eine Leibrente - bei Wertsicherung durch Verrechnung in Kilowattstunden. Natürlich kam ein Verkauf für mich gar nicht in Frage, also erklärte ich Direktor Steiner, ein Gebirgsbauer bleibe ja schließlich auch dann noch auf seinem Hofe, wenn dieser unrentabel geworden sei. Der Tiwag-Direktor meinte noch, ich solle ruhig nach Hause fahren, später einmal würde ich schon noch auf sein Angebot zurückkommen. Damit endete die letzte Aussprache.

Mir gingen die Augen auf, daß es höchste Zeit war, ein zweites E-Werk zu bauen, um sicher vor einem "Auffressen" durch die Tiwag zu sein. Nach dem Ansuchen um wasserrechtliche Bewilligung am Taberbach konnte das von der Tiwag gekaufte Aggregat aufgestellt werden. Das bereits von meinem Sohn Max errichtete Taberbach-Werk ging 1951 in Betrieb. Die Stromlieferung war schon von der Gemeinde Ainet auf die Firma Hechenblaikner übertragen worden, das Netz wurde ausgebaut, Zähler wurden montiert. Mehrere Jahre lang funktionierte alles klaglos.

1965 und 1966 gab es große Hochwasser-Katastrophen in Osttirol. Das Aineter E-Werk am Taberbach und die dazugehörige Rohrleitung wurden zerstört. In der Folge trat sogar Strommangel auf, weshalb ein Dieselmotor zum Abbau der Stromspitzen gekauft werden mußte. In den folgenden vier Jahren baute mein Sohn eine neue, noch größere Kraftanlage am Taberbach. Wieder war eine Finanzierung im größeren Stil notwendig, eine große Verschuldung der Firma war die Folge. Die Tiroler Landesregierung stellte ein Gutachten über die Verleihung von Geldern nach der Katastrophe aus. Dadurch wurde es dann möglich, billige Gelder für den Werksbau zu beschaffen. Außerdem war die Landesregierung dabei behilflich, die Tiwag 1968 zu bewegen einen Verbundbetrieb mit den Werken der Firma Hechenblaikner zu gehen. Der Überschußstrom aus Ainet wurde dabei zur Deckung des Zinsendienstes von der Tiwag übernommen. Seit dieser Zeit gibt es mit der Landesgesellschaft Tiwag doch, endlich eine gute Zusammenarbeit. Der Leitungsumbau wurde

teilweise vom Amt der Tiroler Landesregierung finanziert. Auch die Gemeinde Ainet wurde angehalten, einen Teil beizusteuern.

Am 18. April 1979 gingen die letzten mir in Ainet verbliebenen Eigentumsrechte auf meinen Sohn Max über, der schon davor die Anlagen zum Teil besessen hatte.

## **19. Die „Kupfergeschichte von Berlin“**

Etwa ein halbes Jahr nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, 1940, als das Deutsche Reich gerade Frankreich überfallen hatte, fand ich in der Zeitschrift „Maschinenmarkt Pößnek“ aus Berlin eine Annonce, in der ein abgelegtes Freileitungsnetz aus Kupfer in Reststücken mit 6 bis 50 Quadratmillimeter Durchmesser angeboten wurde. Das war erstaunlich, denn Freileitungsmaterial war damals fast nicht erhältlich, ja es war sogar verboten, und die Kupferleitungen waren schon abgetragen und für Kriegszwecke verwendet worden. Ich fand das Angebot daher sehr verlockend und forderte Informationen über die Preise und das Gewicht der verschiedenen Querschnitte an. Als ich das Angebot erhielt, besuchte ich verschiedenste Elektrowerke, von deren Freileitungen ich wußte, daß sie noch aus dem veralterten, verzinkten Eisendraht bestanden, der im Ersten Weltkrieg üblich gewesen war. In jeder Ortschaft teilte man mir mit, welche Menge ich von welchem Querschnitt des Berliner Kupferdrahts bestellen sollte. Bei dem Berliner Angebot waren die Angaben immer mengen- und gewichtsbezogen.

Da ich im Falle einer Bestellung den gesamten Kaufpreis im voraus bezahlen mußte, mußten auch meine Kunden mir den Preis für ihre Bestellung sofort begleichen. Ich bestellte das Kupfer also in Berlin, es wurde per Bahn geliefert, und bald wurde ich verständigt, daß der Waggon bei gleichzeitiger Bezahlung der Fracht geleert werden mußte.

Als der Chef des Frachtenbahnhofs den Waggon öffnete, war ich einem Schlaganfall nahe. Der Kupferdraht stammte von den Freileitungen der in den Kriegswirren niedergebrannten französischen Stadt Nanche. In dem sich mir zeigenden Zustand wäre der Draht erst nach einer neuerlichen Verarbeitung verwertbar geworden. Das Geld hatte ich von meinen Kunden im voraus genommen, jetzt blieb mir nichts übrig, als zu bezahlen und die Ladung zu akzeptieren. Ich war verzweifelt. Nach verschiedenen Versuchen mit dem Kupferdraht hatte ich schließlich eine gute Idee. Ich hatte nämlich bemerkt, daß bei mehrmaligem Abbiegen des Drahtes der verbrannte Zunder vom Kupferdraht abfiel und dieser außerdem härter wurde. An einer Straße, entlang welcher alle 40 Meter ein Freileitungsmasten samt Telefonleitung stand, wurden vier eiserne Seilrollen mit 100 Millimeter Durchmesser angebracht. Der Kupferdraht wurde mit vier Umdrehungen durch diese Seilrollen gesteckt und von zwei starken Hengsten mehrmals herüber- und hinübergezogen, hin und her. Durch diese Prozedur wurde das Kupfer sauber, der Zunder fiel wirklich ab und der Asslinger Schmiedemeister Josef Mair lötete die einzelnen Drahtstücke mittels Messing zusammen, sodaß wir schließlich brauchbares Freileitungsmaterial bekamen. Meinen Verpflichtungen den Kunden gegenüber konnte ich somit doch noch nachkommen, das gesamte Kupfer wurde restlos verwertet.

## **20. Stromversorgung für mein Elternhaus in Nordtirol**

Im Alter von ungefähr 40 Jahren kam es mir seltsam vor und war mir unangenehm, daß gerade mein eigenes Elternhaus noch ohne Stromversorgung war, wo ich selbst mich doch so intensiv mit der Elektrizität beschäftigte. Nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich wurde in meiner Heimatgemeinde Ebbs das Stromnetz sofort verbessert und von Gleichstrom auf den moderneren Drehstrom umgestellt. Im Zuge dieser Arbeiten wurde ein Transformator etwa 1.500 Meter von

meinem Elternhaus entfernt errichtet. Nur ungefähr 200 Meter von unserem Haus entfernt bekam St. Nikolaus mit seinem Gasthaus den Anschluß ans Tiwag-Netz. Der Anschluß meines Elternhauses von St. Nikolaus her konnte leider nur mit verzinktem Eisendraht und einphasig, also mit zwei Drähten, hergestellt werden. Da es somit nur möglich war, eine geringe Strommenge heranzuleiten, versuchte ich einen Spezialmotor zu bauen, der möglichst wenig Anlaufstrom benötigte und eine kleine Kraftversorgung abgeben konnte.

Auch die Orte St. Nikolaus und Mistelberg waren circa 1.500 Meter vom Transformator entfernt und die Tiwag stellte die Bedingung, daß mit der Wirtin von St. Nikolaus eine Vereinbarung getroffen werden müsse. Um den Einphasenmotor in Mistelberg betreiben zu können, mußte die Wirtin nämlich zu bestimmten Zeiten auf eine ihrer Kochplatten verzichten. Das war zwar eine umständliche Lösung, konnte aber erfolgreich praktiziert werden.

## **21. Seltsame Materialsammelstellen in Matrei und in Ainet**

Während des Zweiten Weltkriegs herrschte ein großer Materialmangel auf vielen Gebieten. Als sparsamer Handwerker, der viele Reparaturarbeiten erledigte, behielt ich vorsichtshalber jedes Stück, das irgendwo ausgebaut wurde und übrig blieb, um es im Bedarfsfall zu haben. Im Laufe der Jahre kam daher so viel zusammen, daß ich zu Hause in Matrei keinen Platz mehr dafür hatte. So überließ mir die Gemeinde Matrei eine Markthütte für diesen Zweck. Viele der Sachen, die sich dort ansammelten, hatten zwar kaum einen Wert, wurden aber im Notfall immer wieder gebraucht.

Nach dem Ende des Kriegs benötigte die Marktgemeinde die mir zur Verfügung gestellte Hütte aber für einen kranken Heimkehrer, der dort Kaninchen züchten wollte. Daher mußte ich in kürzester Zeit räumen. In ziemlich großer Entfernung fand ich einen neuen Platz für meine Materialsammlung, einen aufgelassenen Stall, den ich für eine Monatsmiete von 150 Schilling bekam. Die Überplünderung war eine Riesenarbeit, doch schließlich hatte alles seinen Platz im früheren Stallgebäude.

Als ich einmal mit dem Mietzins ein paar Monate im Rückand war, konnte ich eines Tages die Stalltüre nicht mehr öffnen, da der Bauer das Schloß ausgewechselt hatte. Ich ging zu ihm, bezahlte meine Schulden, und sogleich ermöglichte er mir wieder den Zutritt zu meiner Sammlung. Diese Methode, zum Zahlen zu zwingen, wiederholte der Bauer mehrmals. Später erfuhr ich, daß er, wenn ich etwas schuldig war, auch meine Sachen einfach verkaufte, um sich schadlos zu halten. Der größte Schlag war für mich jedoch, als ich wieder einmal meiner Materialsammlung gehen wollte, daß ich weder den Rest meiner Sachen noch den Stall finden konnte. Damals war ich wirklich sehr verärgert, aber überwunden habe ich es natürlich doch...

Nicht viel besser ging es mir in Ainet, wo ich in der Werkstatt meines Sohnes ebenfalls verschiedene Sachen lagerte.

Als ich ein Auto bekam, stellte ich mein zuvor verwendetes Motorrad dort ein. Daneben befanden sich Bücher, Zeitschriften über Elektrotechnik und andere Sachen, die für andere Menschen wertlos waren. Nach dem Motorrad fragte ich lange Zeit nicht nach, weil ich mit meinem Auto so eine Riesenfreude hatte. Dabei wurde mein Motorrad in der Zwischenzeit zerlegt und war, so wie ich es vorfand, schließlich unbrauchbar, da ich für dieses alte Modell keine Ersatzteile mehr bekommen konnte.

Einmal mehr war ich somit meiner Sachen unfreiwillig entledigt worden. Das war das endgültige Ende meiner Materialsammelstellen!

## 22. Anschluß der Waldgenossenschaft Iseltal

Um das Jahr 1953 erfolgte eine Änderung in der Stromversorgung der Gemeinde Ainet: die Kärntner Landesregierung übertrug die entsprechende Konzession von der Gemeinde direkt an das Elektrizitätswerk Hechenblaikner, welches in der Folgezeit auch bedeutend vergrößert wurde. Trotzdem traute man der Firma offensichtlich nicht zu, auch einen neuen, großen Betrieb mit Energie versorgen zu können.

In Ainet wurde damals die Waldgenossenschaft Iseltal geründet und mit dem Bau eines neuen Sägewerkes begonnen. Ich war zu dieser Zeit Betriebsleiter des E-Werkes in Matrei, sodaß - weil die Aineter mich auch nicht informierten - ich keine Angaben über das Fortschreiten des Baus bekam. Man traf auch keinerlei Absprachen über die Stromversorgung des neu entstehenden Betriebs mit mir. Im Aineter Stromnetz wurde damals gerade von Gleich- auf Drehstrom umgestellt, aus technischen Gründen waren daher öfters Stromabschaltungen nötig. Die Gemeindevertreter und Einwohner Ainets verstanden diese Unterbrechungen offenbar falsch und gelangten wohl zur Überzeugung, die Firma Hechenblaikner könnte das neue Sägewerk sowieso nicht mit Strom beliefern. Deshalb verhandelten Vertreter der Waldgenossenschaft Iseltal über Stromversorgung und Transformatorbau mit der Landeselektrizitätsgesellschaft Tiwag. Nur ein Zufall verhalf mir zur Kenntnisnahme dieser Verhandlungen: der Vertreter einer Wiener Firma, mit der ich gemeinsam Motoren an das Sägewerk liefern wollte, erzählte mir davon.

Jetzt war es höchste Zeit, sofort auf der Versorgung des Sägewerkes durch die Firma Hechenblaikner zu bestehen. Dabei konnte ich mich auf den Auftrag seitens der Kärntner Landesregierung berufen, in dem festgelegt worden war, daß ich die Gemeinde Ainet klaglos zu versorgen hatte und, sollte das im vollen Umfang nicht möglich sein, die dem Tiwag-Netz nächstgelegenen Abnehmer an die Landesgesellschaft abtreten mußte. Da eine Hochspannungsleitung der Tiwag sogar durch den Grundbesitz der Waldgenossenschaft ging, war es klar, daß auch vertragsgemäß zuerst das Sägewerk abzutreten war, wenn ich nicht zeigen konnte, daß es mir auch selbst leicht möglich war, den neuen Betrieb mit elektrischer Energie zu versorgen. Also mußte ich mich zur Wehr setzen!

Ich verständigte das Gemeindeamt Ainet und die Funktionäre der Waldgenossenschaft, woraufhin eine Sitzung zur Besprechung der umstrittenen Stromversorgung anberaumt wurde. Daran nahmen Andreas Ploner, der Bürgermeister von Ainet, Bezirkshauptmann Hosp, Tiwag-Direktor Franz Welzig, Johann Frandl als Chef der Waldgenossenschaft, Ing. Jung von der Sägewerksschule Kuchl bei Salzburg und ich als Betreiber des Aineter E-Werks teil. Zunächst hielt Ing. Jung eine Ansprache, in der er 140 PS als für das Werk nötige Strommenge angab. Auf die Frage, ob ich dies liefern könne, stellte ich fest, daß ich zwar soviel produzierte, damit aber neben der Säge auch die anderen Abnehmer in Ainet und Alkus beliefern mußte. Allerdings bestritt ich den so hoch angesetzten Bedarf der Waldgenossenschaft, die im Sägewerk ja nur ein Vollgatter und eine Besäumkreissäge hatte. Ich verglich das Aineter Projekt mit dem genau gleichen Sägewerk der Waldgenossenschaft Matrei. Da ich ja Betriebsleiter des E-Werks der Marktgemeinde war, wußte ich, daß nach zwei Betriebsjahren der höchste je gemessene Verbrauch 26 Kilowatt war. Das bedeutete, daß ich für das Aineter Sägewerk genug Strom haben würde, denn ich produzierte 40 KW mehr, als die bisherigen Stromabnehmer im höchsten Fall brauchten, nämlich bei der Lichtspitze an Winterabenden.

Der von mir viel kleiner angegebene Verbrauch des Sägewerks löste bei der Versammlung Unglauben, ja sogar Heiterkeit aus. Die Stromversorgung durch mein E-Werk wurde glattweg abgelehnt. Nach der bereits mehrstündigen Verhandlung blieb mir nichts anderes übrig, als folgendes Angebot zur Beweisführung zu machen: zuerst ersuchte ich den Bürgermeister, auf dem der Gemeinde gehörenden Leitungsnetz Drähte zum Sägewerk anbringen zu dürfen, was mir bewilligt

wurde. Dann bot ich den versammelten Herren an, die Motoren zum Betrieb des Sägewerks und den gesamten nötigen Strom ein Jahr lang kostenlos zur Verfügung zu stellen. Da die Genossenschaft durch den großen Neubau viele Schulden hatte, war dieser Test-Vorschlag sehr attraktiv und leuchtete auch Bezirkshauptmann Hosp ein. schließlich hatte die Waldgenossenschaft Iseltal nichts zu verlieren. Tiwag-Direktor Ing. Welzig machte jedoch geltend, daß dieser Probetrieb nicht funktionieren könnte, weil erfahrungsgemäß zu den Spitzenzeiten, also bei höchstem Strombedarf, im gesamten Versorgungsgebiet Lichtschwankungen auftreten würden. Ich verneinte dies mit dem Hinweis, zur Verhinderung solcher Probleme ein schweres Schwungrad an der Vorgelegewelle anbringen zu wollen. So konnte ich den Vorstand der Waldgenossenschaft Iseltal schließlich überzeugen. Da ich nun nicht nur gratis Strom liefern, sondern auch für Motor, Leitungen und alles Übrige aufkommen mußte, war die Versorgung des neuen Sägewerks finanziell für mich vorläufig natürlich ein enormes Defizit. Aber, das erste Betriebsjahr ging ohne Probleme oder Störungen zu Ende, womit einer weiteren, nun jedoch entgeltlichen Stromversorgung nichts mehr im Wege stand.

Die Waldgenossenschaft Iseltal ist noch heute, Jahrzehnte nach diesen Diskussionen, an das Stromnetz der Firma Hechenblaikner angeschlossen...

### **23. Eine Generatorreparatur in Matriei bringt neue Erkenntnisse**

Zu überraschenden Ergebnissen führte die Reparatur eines BBC-Generators im Elektrowerk der Marktgemeinde Matriei. Zunächst mußte ein veralteter, aus dem Jahre 1919 stammender Generator durch einen größeren und durch eine Turbine ersetzt werden, wobei ich zur fachmännischen Beratung herangezogen wurde. Da ich mich in dieser Zeit, in den Fünfziger Jahren, viel mit Netzradios und Magnetophonen beschäftigte, wußte ich, daß die starke Oberwellen mitführenden Maschinen einer bestimmten Firma in den Geräten eine singende, hohe Frequenz, somit also einen störenden Ton im Radio- und Magnetophonbetrieb verursachten. Daher schlug ich der Gemeinde Matriei vor, bei der Generatorbestellung einen ruhigen Lauf und das möglichst geringe Auftreten von Oberwellen zu verlangen.

Der Auftrag wurde der berühmten Firma BBC, Bromboferio & Co, Wien, erteilt, der Generator wurde eingebaut und lief über die Garantiezeit von 12 Monaten hinaus problemlos, alles war also in Ordnung. Bis es im 14. Betriebsmonat wegen großen Schneefalls zu einem vollständigen Netzausfall der Tiwag kam. Das Matrieer Elektrowerk wurde dabei im geringen Maße überlastet und in der neuen Maschine verbrannten mehrere Generatorspulen, was sie unbrauchbar machte.

Die größeren Stromabnehmer in der Marktgemeinde mußten in der Folgezeit sehr strenge Stromeinschränkungen auf sich nehmen, die ihnen vorgeschrieben und die auch kontrolliert wurden. Dies war nötig, um nicht Gefahr zu laufen, daß auch der noch vorhandene Generator defekt wurde, wodurch die ganze Gemeinde komplett ohne Strom gewesen wäre. Die kaputte Maschine wurde zerlegt, um festzustellen, was alles erneuert werden mußte. Aus Wien schickte die Lieferfirma eine Kommission nach Matriei, um den Schaden an der Maschine an Ort und Stelle zu untersuchen, die Kosten für die Reparatur auszuhandeln und die Frage zu klären, wer diese Kosten überhaupt zu tragen habe. Die Garantiezeit war ja zwei Monate vor dem Ereignis abgelaufen.

Da ich Betriebsleiter des Matrieer E-Werks war, wurden auch mir Vorwürfe gemacht, gegen die ich mich nur schwer wehren konnte. Ich machte den Vorschlag, gemeinsam mit zwei Ingenieuren der Firma BBC und der Tiroler Brandschadenversicherung sofort eine provisorische Reparatur durchzuführen.

Dies wurde seitens der Lieferfirma zunächst abgelehnt, es gab sogar lautstarke Auseinandersetzungen darüber, ob ich eine solche provisorische Reparatur überhaupt machen könnte. Nach langem Hin und Her und meinen Erläuterungen, wie ich mir diese Arbeit genau vorstellte, willigten die beiden Ingenieure schließlich meinen Reparaturvorschlägen doch ein, nicht zuletzt auf Druck der Gemeindevertretung, wobei vereinbart wurde, daß die Gemeinde Matrei der Firma BBC den tragbarsten Zeitpunkt mitteilen würde.

Von diesem Zeitpunkt an mußte der jeweils diensthabende Maschinist die Maschine streng überwachen, damit durch eine eventuelle Überwärmung nicht noch größerer Schaden entstehen konnte. Als wir nach einigen Tagen mit dem Probebetrieb beginnen konnten, nachdem die provisorische Reparatur abgeschlossen war, sollte die wahre Ursache für den Defekt erst ersichtlich werden. Der Maschinist entdeckte nämlich, daß an verschiedenen Stellen die Wicklung sehr heiß und daher in kürzester Zeit zerstört wurde. Der Maschinist verständigte mich sofort. Als ich daraufhin den Generator untersuchte, entdeckte ich endlich den eigentlichen Fehler. Die Maschine war nämlich gar nicht durch die Überlastung defekt geworden! Die Wicklungsköpfe wurden durch eiserne Schrauben festgehalten, die durch die Induktion der Wicklung zu heiß wurden, und das war der wahre Grund! Also entfernte ich diese Schrauben und kaufte in Lienz Vorhangstangen aus dem antimagnetischen Metall Messing. Aus diesen Messingstangen wurden neue Schrauben gemacht, diese bauten wir ein, schnitten die verbrannten Spulen ab und überbrückten sie und nahmen die Maschine wieder in Betrieb. Bei etwas verminderter Spannung arbeitete sie tadellos.

Bei der Untersuchung der Isolierung in der Spule konnte endgültig klargestellt werden, daß die Wicklung nicht durch die Überlastung defekt geworden war, sondern durch die glühenden Schrauben, in deren Umgebung alles zerstört worden war. Bei einer Fahrt zur Lieferfirma BBC konnte gezeigt werden, daß die verbrannten Berdenaxhülsen nicht von außen, sondern von innen heraus verkohlt waren. Deshalb erklärte sich BBC nun sofort bereit, den Generator neu zu wickeln, und besprach mit der Gemeinde Matrei die beste Zeit für diese Reparatur, da die Maschine dabei außer Betrieb stehen mußte.

Mir brachte der Ausgang dieser Geschichte nicht nur eine Rehabilitierung, sondern auch eine komplett neue Erkenntnis: ich hatte zuvor nicht gewußt, daß es überhaupt antimagnetischen Stahl gibt. Immer war mir gelehrt worden, Eisen und Stahl seien magnetisierbare Metalle, jetzt stand ich vor der Tatsache, daß es auch antimagnetischen Stahl gibt.

Die Lieferfirma traf insofern eine Schuld, als daß sie die nicht selbst erzeugten, sondern bestellten Schrauben nicht überprüft hatte. Der Matreier Generator erhielt daher eine neue Wicklung und nicht magnetisierbare Stahlschrauben...

## **24. Drei Hochspannungsunfälle in Matrei (in den 50er- und 60er-Jahren)**

Der erste der drei schweren Unfälle mit Hochspannung ereignete sich zu einer Zeit, als das Matreier Stromnetz noch nicht im Eigentum der Tiwag war. Damals erhielt ich einmal telefonisch den Auftrag, den Trennschalter der Leitung in Richtung Virgen zu betätigen. Ich sagte, daß ich mich dies nicht zu tun getraue, weil es sich nicht um einen Leistungsschalter handelte, weil es Winter war und der Schalter schon ziemlich belastet sei. Es wurde mir aber versichert, daß es gefahrlos sei, diesen Schalter zu ziehen; ich sollte mich nach dem Ausschalten telefonisch zurückmelden.

Gut, ich schickte mich also an, den Trennschalter doch zu ziehen. Dafür erlebte ich aber auch ein blaues Wunder. Zuerst übersprang ein Funke eine Phase, der Lichtbogen verlösch nicht mehr und zerriß die Hochspannungssicherungen, deren Bestandteile zu Hunderten herumflogen. Es wurde grell

hell, ich mußte meine Augen fest schließen. Nachdem ich mich im oberen Stockwerk des Transformatorhauses befand, der mit dem Erdgeschoß über eine senkrecht eingemauerte Leiter verbunden war, wußte ich im Moment nichts besseres zu tun, als mit verschlossenen Augen zum Verbindungsloch zu laufen und mich ins Parterre fallen zu lassen. Nun war das ungeplante Feuerwerk auch zu Ende.

Als im Dorf das Licht ausging, hörte man in der Nachbarschaft des Schalthauses einen fürchterlichen Krach. Deshalb kam gleich eine Frau um nachzusehen, was mit mir los sei. Sie fand mich zusammengekauert am Boden, sprachlos durch den Schrecken. Nach einiger Zeit erholte ich mich aber von dem Schock und konnte das Schalthaus unverletzt verlassen.

Die moderne Bauweise von Hochspannungsleitungen, die sich kreuzen sollen, ist, daß die Unterführung zweier spannungsführender Leitungen nicht mehr wie früher auf A-Masten mit kurzer Abspannung erfolgt, sondern schnurstracks über eine Länge von über 40 Metern eingebaut wird. Dies erfolgt ohne Sicherung durch ein Seil oder Netz, sodaß herabfallende oder hochschnellende Drähte keinen Kurzschluß machen können. Einmal aber trat folgender Fall ein:

Im Kreuzungsbereich zweier vom Tiwag-Netz eingespeister Hochspannungsleitungen waren die Absicherung und der Abstand der beiden Leitungen nicht vorschriftsgemäß gemacht worden. Die höhere Stromleitung führte 110 Kilovolt, die niedrigere 25 Kilovolt. Als es einmal Schneefall gab, blieb der Schnee zunächst auf den Leitungen hängen. Die oberen, dicken Seile waren schwer belastet und hingen relativ niedrig. Plötzlich fiel der Schnee von dem unteren 25 KV-Strang ab, das Seil schwang sich, von der Last befreit, über die normale Höhe hinauf, berührte die 110 IV-Leitung und verschweißte sich sofort mit ihr. Dann kam die Katastrophe: in der Matreier Umspannstation explodierten die 25 KV-Sicherungen - die Porzellanstücke und andere Bestandteile spritzten im Schalthaus herum. Es sah einfach fürchterlich aus, und Matrei war natürlich gleich im Dunkeln. Die Tiwag und die Feuerwehr Lienz wurden sofort verständigt, doch war ein Eingreifen der Freiwilligen Feuerwehr nicht nötig, da die 110 Kilovolt-Leitung inzwischen spannungslos geworden war. Es gab ein Ende mit Schrecken und ziemlich großen Schaden.

Einen glücklichen Ausgang hatte der Hochspannungsunfall anlässlich der Reparatur wegen eines Kabeldefekts vor dem Hotel Obwexer. Bei Straßenbauarbeiten wurde die verkabelte Stromzuführung zum Hotel beschädigt, die 5000 Volt Hochspannung hatte. Als ich gerufen wurde, beauftragte ich einen meiner besten Arbeiter, den zur Leitung zum Hotel gehörenden Trennschalter zu betätigen. Nach seiner Rückmeldung bestieg ich die Baugrube, um mit der Reparatur zu beginnen. Ich erhielt aber sofort einen fürchterlichen Schlag, den ich gottseidank unverletzt überstand. In Glauben, mein Arbeiter habe den falschen Schalter betätigt, beauftragte ich ihn nochmals, die Stromzufuhr zu stoppen, doch mit dem richtigen Schalter. Leider mußte ich noch einen zweiten Schlag erleiden, bevor der Arbeiter bemerkte, daß er zwar den richtigen Schalter bedient hatte, dieser aber defekt war, weil er nur zweipolig ausschaltete. Ich war aber jedenfalls froh, daß ich die Schläge überlebt hatte...

## **25. Wie Matrei zum elektrischen Kirchengeläute kam**

Um das Jahr 1960 kamen die elektrischen Kirchengeläute auf, die Störungen in den viel zu schwachen elektrischen Leitungsnetzen hervorriefen. Wurde zur Nachtzeit aus irgendeinem Grunde geläutet, so schwankte das Lichtnetz im Rhythmus des Glockengeläuts. Obwohl ich daher zunächst ein Gegner der elektrischen Läutanlagen war, wurde ich zur Elektrifizierung der Geläute herangezogen. Allerdings klärte ich die Auftraggeber stets über die Mängel beziehungsweise über die Folgen für die gesamte Stromversorgung der Dörfer auf.



Als mich der Bürgermeister von Matrei in Osttirol drängte, mit ihm nach Virgen zu fahren und dort das bereits elektrifizierte Geläute der Kirche zu besichtigen, stellten wir fest, daß diese Anlage sehr schlecht funktionierte und ganz Virgen flackerndes Licht hatte, wenn bei Nacht geläutet wurde. Es war mir sogar rätselhaft, wie man eine derart mangelhafte Anlage in Betrieb setzen konnte. Zweck des Ausflugs war ja, daß auch Matrei ein elektrisches Kirchengeläute bekommen sollte. Ich erklärte dem Bürgermeister jedoch, einen solchen Unsinn wie in Virgen würde ich sicher nicht bauen - Matrei sollte ein besseres System bekommen.

Nachdem ich von der Marktgemeinde schließlich den offiziellen Auftrag zur Elektrifizierung des Kirchengeläuts erhalten hatte, hatte ich aber mit großen technischen Problemen zu kämpfen. Eine wirklich gute Steuerung der Antriebsmotoren zu erreichen, das brauchte eine längere Zeit, als ich geplant hatte. Dabei sollten die Glocken zu Ostern erstmals elektrisch geläutet werden. Ich kam in größte Zeitnot und schaffte die Fertigstellung bis Ostern nicht. Für das Festtagsläuten mußte ich für jede der sieben Glocken eigens einen Burschen anstellen. Jeder mußte seine Glocke händisch mittels einer Drucktaste steuern: links, rechts, links, rechts,... So konnte die Situation gerettet werden.

Die Idee für meine Automatik war zwar sehr einfach, aber ich konnte zunächst keine Firma finden, die bereit gewesen wäre, diese Automatik zu bauen. Als ich schließlich eigens nach Wien fuhr, um bei Schaltapparatfirmen vorzusprechen, fand ich nach langem Bitten und Betteln doch noch eine Firma, die ein Mustergerät für mich anfertigte und es mir zur Verfügung stellte. Ich fuhr nach Hause und baute ein provisorisches Pendel mit einem Zählwerk. Dann ließ ich dieses Pendel 35.000 Schaltungen durchlaufen und konnte damit beweisen, daß meine Anordnung auf Jahre funktionieren mußte. Somit waren die Probleme gelöst. Mit Hilfe der Wiener Firma Elin entwickelte ich auch eigene Motoren. Aus gewöhnlichen Kurzschlußläufern baute ich Doppelschlußläufer, die auf den Prüfständen von Elin mit sehr gutem Erfolg getestet wurden. Damit war es auch möglich, die bis dahin großen Lichtschwankungen zu vermeiden.

## **26.Probleme mit einem neuen E-Werk in Kötschach-Mauthen**

Die in der Kärntner Gemeinde Kötschach für die Stromversorgung zuständige Firma Klaus baute in den frühen Sechziger Jahren ein neues Elektrowerk. Bei der Inbetriebsetzung des Generators stellte sich aber heraus, daß er sich unter keinen Umständen mit der Landesgesellschaft Kelag parallel schalten ließ. Dabei wäre der Strom des neuen E-Werks dringend nötig gewesen, weil das früher verwendete Kraftwerk kein Betriebswasser mehr hatte und auch kein Wasser zugeleitet werden konnte. Da nun sowohl das alte, wie auch das neuerbaute E-Werk stillstand, war die Eigenerzeugung in Kötschach gleich Null und der gesamte Strom mußte von der Kelag angekauft werden. Mein Sohn Max informierte mich über die Probleme der Kärntner und ich begann mich dafür zu interessieren, wie man das Problem lösen könnte.

Bald machte ich der Firma Klaus den Vorschlag, den Fehler suchen und beheben zu wollen. Sollte es mir gelingen, wollte ich über die Arbeit und das Material eine normale Rechnung stellen, sollte es mir aber nicht gelingen, dürfe mir für die Verköstigung und Unterbringung in Kötschach nichts berechnet werden. Also bekam ich freie Station und Nächtigung.

Während sich auch Elin Weitz, die Lieferfirma des Generators, für die Behebung der Störung zu interessieren begann, machte ich mich bereits an die Arbeit. Schon bald bemerkte ich, daß es sich um einen sehr schwierigen Fall handeln mußte, denn es gab überhaupt keine ersichtliche Ursache für das Nichtfunktionieren der Parallelschaltung. Zuerst testete ich, einen großen Blindstromverbraucher, einen hochgesättigten Transformator also, parallel zu schalten. Dies funktionierte, und schon hatte ich eine große Freude. Doch, sobald die Belastung unter 40 Kilowatt sank, gab es sofort eine

Pendelung und das Netz brach zusammen. Dies trat außerdem auch dann ein, wenn der Rechen des Antriebswassers verschmutzte und daher keine Wirklast abgegeben wurde.

Der ungelöste Zustand war vollkommen unhaltbar und die Lieferfirma Elin stand, genauso wie ich, vor einem Rätsel. Und die Firma Klaus mußte den Strom für ganz Kötschach erst von der Kelag teuer kaufen...

Nach 28 Tagen erreichten wir wenigstens eine Notlösung. Durch den Bau verschiedener Stromstoßrelais konnte die Lieferung des neuen E-Werks voll genutzt werden, allerdings mußten 100 KVA von der Kelag bezogen werden, also unnützlich viel Blindstrom. Das konnte natürlich kein Dauerzustand sein. In den folgenden eineinhalb Jahren machten wir viele weitere Versuche und bauten die verschiedensten Relais um, bis aus dem anfangs notdürftigen Betrieb schließlich eine gute Stromversorgung in voller Funktion geworden war. Da die Lieferfirma aber ein Jahr und elf Monate für die Herstellung eines passenden Spannungsreglers benötigte, konnten meine zunächst in Betrieb genommenen Geräte erst noch später abgebaut werden. Schließlich funktionierte alles perfekt, doch muß ich sagen, daß die Lösung dieses Problems die schwierigste Arbeit war, die ich überhaupt jemals gemacht habe.

## **27. Elektrisches Licht auf der Schoberhütte**

Die 2.318 Meter hoch gelegene Schoberhütte wurde in den Jahren 1921 bis 1922 erbaut und feierte somit 1972 im Sommer ihr Goldenes Jubiläum. Zum Fest des fünfzigjährigen Bestehens der Hütte gab es eine Bergmesse mit Totengedenken und Festreden. Als besondere Überraschung für die "Jubilantin" gab es eigens für die Feierlichkeiten elektrische Energie auf der Schoberhütte. Unter Mithilfe des Hüttenwirts Herbert Schöpfer, des Mittermoars von Gwabl und zahlreicher Träger errichtete ich, der ich der erste und älteste Landelektriker im Bezirk war, ein kleines provisorisches E-Werk nur für das Fest. Benötigt wurden 160 Meter Güllerohre vom Mittermoar, eine Pelton-Turbine und ein 1,5 PS-Dynamo, sodaß die Hütte am Abend im vollen Lichterglanz erstrahlte.

Für mich hatte diese Aktion auch den Zweck, Reklame für den Bau eines Kleinkraftwerkes für die Schoberhütte zu machen. Mein Sohn teilte mir mit, er habe es schon einige Male versucht, so einen Auftrag zu bekommen, wegen Geldmangels seien diese Pläne aber immer abgelehnt worden.

Die Schoberhütte gehörte ja der Sektion Wiener Lehrer. Von dieser Sektion erhielt ich bald nach dem Jubiläumfest tatsächlich die Einladung, zu ihrer Hauptversammlung nach Wien zu kommen. Nun hatte ich doch Hoffnung, dort werde über die Elektrifizierung der Hütte verhandelt. Aber nein, in Wirklichkeit wurden nur große Worte gesprochen, es gab auch einen Dank für die provisorische Erstellung der Anlage für die Festfeier, jedoch an einen Auftrag für die Errichtung einer ständigen Kraftanlage war nicht zu denken. Es ärgerte mich sehr, daß ich sinnlos nach Wien gefahren war, denn was man mir auf der Sitzung mitteilte, das hätte man mir auch schreiben können!

## **28. Bau von Elektrowerken - Zusammenfassung**

Im Laufe von 40 Jahren baute ich 44 E-Werke, welche zum Teil, als Geld vorhanden und gutes Material zu erhalten war, sehr modern ausgestattet wurden. Obwohl heute die Stromversorgung in Tirol hauptsächlich von der Landesgesellschaft Tiwag besorgt wird, sind noch etliche der 44 Elektroanlagen in Betrieb.

In der Gemeinde Ainet sorgt mittlerweile mein Sohn Max mit seinen E-Werken für Strom. Nach den Hochwasserkatastrophen der Jahre 1965 und 1966 wurde im Jahre 1968 mit der Tiwag ein Vertrag

geschlossen, wonach der von den Aineter Werken erzeugte, aber im Dorf nicht benötigte Strom an die Landesgesellschaft geliefert wird. Mittlerweile wird dreimal so viel Strom an die Tiwag geliefert, als von den Direktabnehmern in Ainet verbraucht wird.

Bei der Abtretung der Stromversorgung durch die Gemeinde Ainet an die Firma Hechenblaikner wurde diese verpflichtet, die Umstellung vom veralterten System mit 2 x 220 Volt Gleichstrom auf 220/380 Volt Drehstrom durchzuführen.

## **29. Ein Fahrradunfall beim "Mentschern"**

Die folgenden Ereignisse spielten sich etwa im Jahre 1921 ab, jedenfalls in der Zeit, als ich bei Oberlehrer Anton Wieser in Ainet wohnte. Ich war damals im Alter, in dem man großes Interesse hatte, zu den Dirndln zu gehen, doch es gab für mich ein Problem. Die von mir Angebetete wohnte ziemlich weit weg, nämlich in Thal im Oberland - und ich besaß weder ein Fahrrad, noch ein Moped, um zu meiner späteren Gattin Maria zu kommen.

Eines Tages nahm ich einfach das Wieser gehörende Fahrrad und gelangte so relativ bequem nach Thal. Als ich am nächsten Morgen bei der Heimfahrt war, passierte es dann: die Kette des Rennrads, das weder Rücktritt noch Kotflügel hatte, sprang ab, verklemmte sich zwischen Zahnrad und Gabel, das Hinterrad machte sich selbständig und rollte neben mir weiter auf der Straße, bevor es in den Fluten der Drau versank. Ich kam zu Sturz, lief dem Rad nach, konnte es aber nicht mehr erreichen...

Was blieb mir anderes übrig, als mit dem Rest des Fahrrads auf dem Rücken, in Leisach von einigen Frühmeißgehern belächelt, zu Fuß den Heimweg fortzusetzen. Eine Nachfrage beim Draurechen für den Wierekanal blieb erfolglos, das hintere Rad verschwunden. Es dauerte drei Wochen, bis ich in Italien ein neues Hinterrad erhielt und es durch einen Lienzener Händler nach Osttirol schmuggeln lassen konnte. Der Rat eines Freundes, statt der Reparatur besser das übrige Rad auch in die Drau zu werfen, wäre einfacher und vor allem billiger gewesen...

## **30. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben - eine Gemeinderatswahl in Ainet**

Es dürfte sich vermutlich in den Dreißiger Jahren abgespielt haben, war zur damaligen Zeit eine einmalige Sache und soll hier kurz erzählt werden.

Ainet hatte damals acht Gemeinderatsmitglieder, für ein Mandat waren nur sechzehn Stimmen nötig. Vor der zu schildernden Wahl gab es drei Parteien: jene des Bürgermeisters Pedarnig, der ein Bauer, Gastwirt und Sägewerksbesitzer war, als zweite die Arbeiter- und Gewerbeartei sowie als dritte Kraft die Viehhändler- und Bauernartei. Die Arbeiterartei hätte ihren Listenführer gerne in den Gemeinderat gebracht. Der Bürgermeister aber, der selbst mehr als zehn Arbeiter und Angestellte hatte, wollte dies unter allen Umständen verhindern. Deshalb ermunterte er seine Anhänger, nicht seine eigene, sondern die Viehhändler- und Bauernartei zu wählen, damit diese dritte Kraft den Einzug der Arbeiter verhindern könnte. Er selbst würde die sonst seiner Partei gegebenen Stimmen nicht sehr vermissen, meinte er, er schaffe den Einzug bei seiner Beliebtheit ja jedenfalls, insbesondere würden ihn ja seine eigenen Angestellten und Arbeiter wählen.

Die Anhänger des Bürgermeisters folgten seiner Wahlempfehlung offenbar im stärkeren Ausmaß, als von ihm erwünscht, oder er war doch nicht ganz so beliebt, wie er geglaubt hatte, denn: der Bürgermeister kam als einziger Kandidat nicht in den Gemeinderat, seine Partei schied aus der Gemeindevertretung komplett aus...

### **31. Wie meine Eisenbahnfahrt in die Faschingszeitung kam**

Als ich 1947 oder 1948 erfuhr, daß die Kärntner Landesregierung bereits mehreren Osttiroler Gemeinden eine Strompreiserhöhung genehmigt hatte, entschlossen sich der Aineter Bürgermeister Poppeller, vulgo Gstinig, und ich zu einer Fahrt nach Klagenfurt, um die Erhöhung auch für das Aineter Elektrowerk zu erreichen. Wir fuhren also mit dem Frühzug von Lienz nach Klagenfurt, sprachen dort bei der Landesregierung vor und begaben uns abends auf die Heimfahrt. Wir saßen im letzten Waggon, es war Winter und bitterkalt, denn es gab keine Fenster und schon gar nicht eine Heizung. Also mußten wir frieren. Als der Schaffner kam, forderte er uns auf, in einen der vorderen Waggon zu wechseln, denn dort sei es warm. Da die Waggon aber keine direkten Verbindungen hatten, war dies nur möglich, indem man während eines Aufenthalts den einen Waggon verließ und in einen anderen erneut einstieg. In der nächsten Station, es war der Bahnhof Irschen, stiegen wir also aus dem letzten Waggon aus und mußten uns durch knietiefen Schnee nach vorne kämpfen. Während ich es noch knapp schaffte, den anfahrenden Zug wieder zu besteigen, war es für Bürgermeister Gstinig zu spät. In seinen Hausschuhen blieb er am Bahnsteig zurück. Nach meiner Ankunft in Lienz wollte ich dem Bürgermeister gleich ein Taxi nach Irschen schicken, da es aber nicht möglich war, genügend Benzin aufzutreiben, konnte das Auto nicht fahren. Somit war mir klar, daß Gstinig keine Wahl hatte: er mußte zu Fuß bis Oberdrauburg gehen, wo er dann sicher in dem dortigen Gasthaus übernachten würde.

Zwischen 23 Uhr und Mitternacht erreichte ich schließlich Ainet, meldete mich aber bei der Gattin des Bürgermeisters nicht, um zu verhindern, daß sie sich Sorgen machte. Ich fand es besser, sie im Glauben zu lassen, der Bürgermeister und ich würden uns um einen Tag verspäten. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hörte ich ein Quietschen vor der Haustüre des Großgasthofs, in dem auch die Gemeindeverwaltung untergebracht war. Dort hatte unser Bürgermeister somit seinen Amtssitz. Und genau diesen unseren Bürgermeister sah ich auch, wie er gerade ins Gemeindeamt ging! Er war also tatsächlich in seinen Hausschuhen die 29 Kilometer lange Strecke von Irschen nach Ainet gegangen. Wie ich kurz darauf erfuhr, war er gegen 5 Uhr früh daheim angekommen. Ich war der Meinung, daß diese Geschichte lustig genug war, im "Osttiroler Boten" veröffentlicht zu werden und erzählte sie daher einem gewissen Kraßnig aus Schlaiten. Dieser versprach mir, die Episode in heiterer Form in der Zeitung zu schildern. Schließlich sollten die Leser etwas zum Lachen haben! Kraßnig schrieb aber schließlich keinen Bericht für den Osttiroler, sondern sorgte für eine Karikatur in der nächsten Faschingszeitung:

Im Bild sah man, wie Gstinig und ich die Strecke von Kärnten nach Osttirol zurücklegten, und zwar als Wettbewerb. Ich, der "Kilowatt-Anda", war als Elektriker im Zug zu sehen, neben dem Geleis war der Bürgermeister als Durchhalte-Läufer zu erkennen. Darunter stand der Spruch der Wettbewerbs-Jury: schneller sei zwar wohl der Zug gewesen, früher daheim jedoch der Bürgermeister, denn die seit 1870 geplante Bahnstrecke ins Iseltal gab es ja noch immer nicht.

### **32. Privater Überblick**

Wie ich bereits erwähnt habe, heiratete ich im Jahre 1922. Der Ehe mit meiner Gattin Maria entsprangen acht Kinder. Trotz der inflationsbedingt großen Geldsorgen verlief das Eheleben in den ersten zwanzig Jahren sehr gut. Als ich im Jahre 1939 das Angebot der Marktgemeinde Matrei annahm, Betriebsleiter ihres Kraftwerks zu werden, brachte dies zwar ein Ende der finanziellen Sorgen, aber aus Platzgründen auch eine Trennung von der in Ainet lebenden Familie, worunter die Ehe schwer litt. Am 1. Mai 1940 zog ich also nach Matrei, wo mir die Gemeinde als Werkstatt eine

ehemalige Tischlerei am Oberen Marktteil zur Verfügung stellte, nachdem der Tischler Kriegsdienst leisten mußte. Die Gemeinde Matriei bezahlte mir auch das Mittagessen, das ich immer im Gasthof Obwexer einnahm, und Unterkunft samt Frühstück in der kleinen Wohnung der Familie Tiefenthaler, ebenfalls am Marktplatz. In Matriei gab es damals ein Militärlager und eine provisorisch von der Marktgemeinde über den Tauern nach Mittersill errichtete Seilbahn. Auch hier war ich bei der Betriebserhaltung und bei den Reparaturen beteiligt. Vor Kriegsende aber zog das Militär ab und demontierte auch diese Seilbahn, da sie für Kriegszwecke benötigt wurde. Die Militärbaracken blieben zurück. Etwa zu Kriegsende konnten dann die Grundbesitzer solche Baracken kaufen. Jene Baracke, die zuvor den Offizieren als Kanzlei gedient hatte und daher "Offiziersbaracke" genannt wurde, stand am Grund, der zum Hotel Obwexer gehörte. Es gab jedoch eine öffentliche Versteigerung, wobei erst in deren Verlauf der Paragraph entdeckt wurde, der nur den Grundbesitzer als Käufer zuließ.

Die Gemeinde Matriei bezahlte mir in der folgenden Zeit den Betrieb einer Werkstätte und einer Wohnung in der genannten Offiziersbaracke. So konnte meine Frau im Herbst 1946 von der Aineter Wohnung zu mir nach Matriei ziehen. Später kaufte ich von der Gemeinde eine Eigentumswohnung, zahlte auch schon dafür ein, war aber grundbücherlich noch nicht eingeschrieben, als ich alles zurücknehmen mußte, weil diese Wohnung von meiner Familie als zu klein empfunden wurde.

Zwei meiner Söhne bauten dann in Matriei ein Haus, wobei ich mich aber nicht beteiligte, weil ich wegen der Angelegenheit mit der Eigentumswohnung beleidigt war. Auch dachte ich an die vielen Schulden, die wir noch vom Aineter Haus hatten, und an die Konflikte, die es mit den dortigen Nachbarn gegeben hatte. Nach der Aufkündigung der Baracke zog ich aber mit meiner Familie in dieses Haus und wohne noch heute dort. Daneben baute mein jüngster Sohn, Andreas, seine eigene Werkstatt.

Nachdem ich beim Erreichen des Pensionsalters das Dienstverhältnis mit der Gemeinde Matriei beendete, arbeitete ich wieder privat mit meiner Gewerbe Konzession weiter. Auch blieb mir wieder mehr Zeit, das gemeinsame Eheleben weiterzuführen.

Mit meinem Beruf hatte ich immer eine "narrische Freude", ich betrieb ihn mit Leib und Seele.

Im Jahre 1981 feierte ich meinen 80. Geburtstag, der "Osttiroler Bote" brachte ein Familienbild und eine kurze Lebensbeschreibung unter dem Titel "Der Kilowatt-Anda - ein Achziger" am 12. März 1981.

Im Jahre 1982 feierten meine Gattin und ich die Diamantene Hochzeit. Im selben Jahr wurde durch eine Netzhautverkalkung meine Sehkraft so schwach, daß ich das Arbeiten aufgeben mußte. Trotzdem war es mir aber eine große Freude, daß in meinem 82. Lebensjahr eine kleine Gleichstromkraftanlage beim Seelerbauer in Huben wieder in Betrieb gesetzt wurde. Ich hatte sie schon 1922 erbaut. Sie war bis 1952 schon in Betrieb gewesen, war dann aber als zu klein befunden und daher im Zuge der Elektrifizierung des Tales durch die Tiwag auf Wunsch der Bauern stillgelegt worden. Die Stromabnehmer waren damals alle ans Tiwag-Netz angeschlossen worden. Nach weiteren dreißig Jahren wurde diese kleine Elektroanlage 1982 also reaktiviert, auf Wunsch eines Bauern zur Warmwassererzeugung verwendet und von mir bei dieser Gelegenheit 60 Jahre nach dem Bau besichtigt.

Im Jänner 1985 verstarb meine Gattin Maria. Nun wohne ich noch mit einigen meiner Kinder im Matrieier Haus.

Im Laufe meines Lebens habe ich sehr viel gearbeitet. Ich bin, besonders als "Zugeroaster", auch sehr viel angefeindet worden. Jetzt ist der Bekanntheitsgrad, den ich einmal erreicht habe, mittlerweile

schon fast dahin. Einmal mußte eben auch das Ende für die einmal berühmte Firma Hechenblaikner senior kommen - nachdem sie vierzig Jahre lang in Osttirol so ziemlich alles repariert und gebaut hatte, was es zum Reparieren und Bauen gibt...

ERINNERUNGEN VON ANDREAS HECHENBLAIKNER – ENDE

### **III. Mein Onkel Andreas Hechenblaickner vulgo Kilowatt Ander**

Seine Mutter, eine gebürtige Schwoicherin, Agnes Exenberger, Tochter des Bundesmusikkapellmeisters und Gründer der Schwoicher Bundesmusik 1877 – Josef Exenberger beim Krallerbauern zu Schwoich.

Der Vater ein gebürtiger Scheffauer – Andreas Hechenblaickner hat das Berggütl „Mistelberger“ bei St. Nikolaus in Ebbs angekauft und war Nebenerwerbsbauer. Beschäftigt bei der Marmorindustrie Kiefersfelden bei Alois Kraft-Zement-Eiberg. Jeden Tag Anmarsch zu Fuß bis Kufstein. Einstieg in die Materialeilbahn zum Stadtberg über Haberg zum Zementwerk-Kraft-Eiberg. Nach 10-12 Stunden Arbeit wieder zurück. Später war mein Großvater Vertreter der Firma Alfa, Rührkübel, Waschkessel, Zentrifugen usw.

Totengräber zu Ebbs und Säumer mit 2 Ponny auf die umliegenden Almen und Hütten.

Seine Frau, meine Großmutter Agnes Hechenblaickner geb. Exenberger, Kranzbinderin für Hochzeiten, Primizkronen, Grabkränzen und Hochzeitstafeln, 50 Jahre Kirchenchor in Ebbs, 45 Bienenstöcke, 8 Kinder ließen die Freizeit außer acht. In der Winterzeit war ein Rosenkranz jeden Tag gang und gäbe.

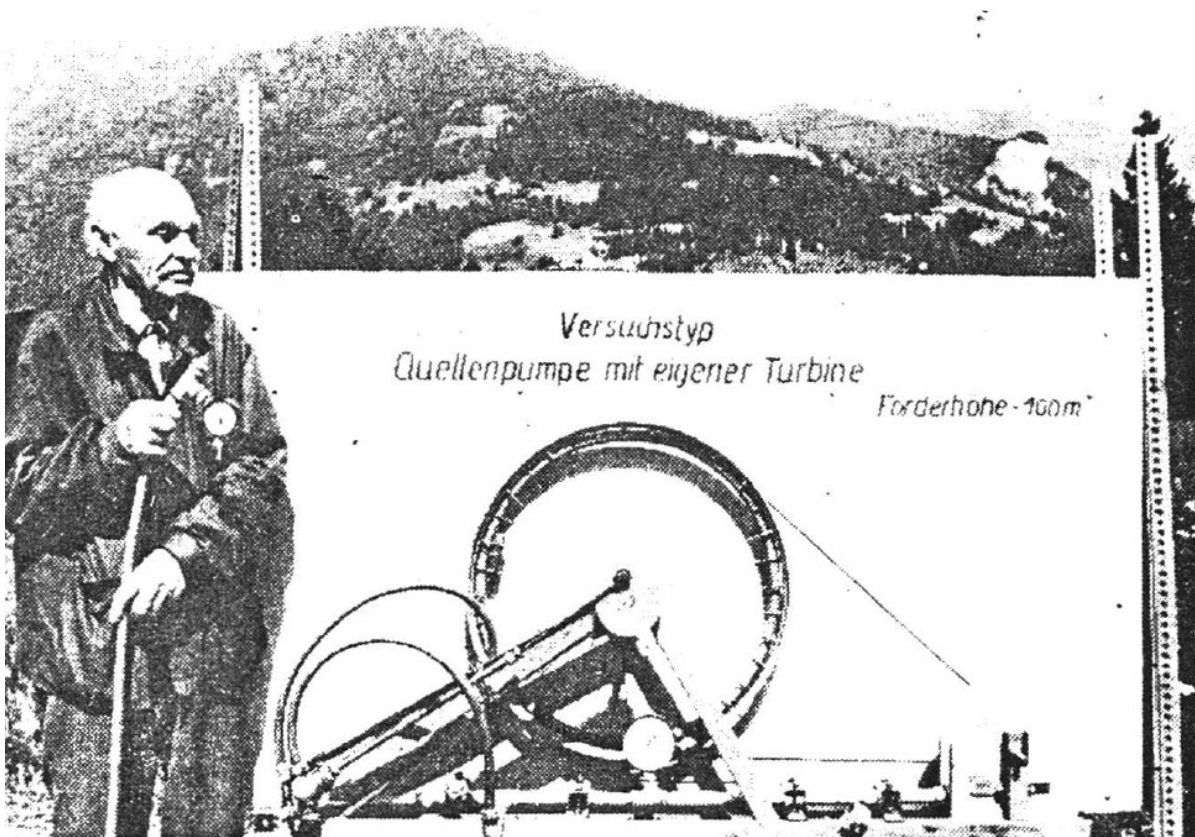
Zeitungsbericht ohne Datums- und Herkunftstangabe:

#### IV. Ein gebürtiger Unterinntaler und seine Erfindung

Der in Schwoich geborene, in Ebbs aufgewachsene, und vor Jahrzehnten nach Osttirol ausgewanderte Andreas Hechenblaikner ließ kürzlich mit einer Erfindung aufhorchen. Der Elektrotechniker, 77 Jahre alt, er lernte in Kufstein, versuchte den Bau einer Pumpe für eine Miniwasserversorgung (für Wochenendhäuser etwa), die dort am Platz ist, wo ein hydraulischer Widder die notwendige Pumpenleistung nicht mehr erbringen kann und wo auch kein elektrischer Strom zum Betrieb einer Pumpe vorhanden ist.

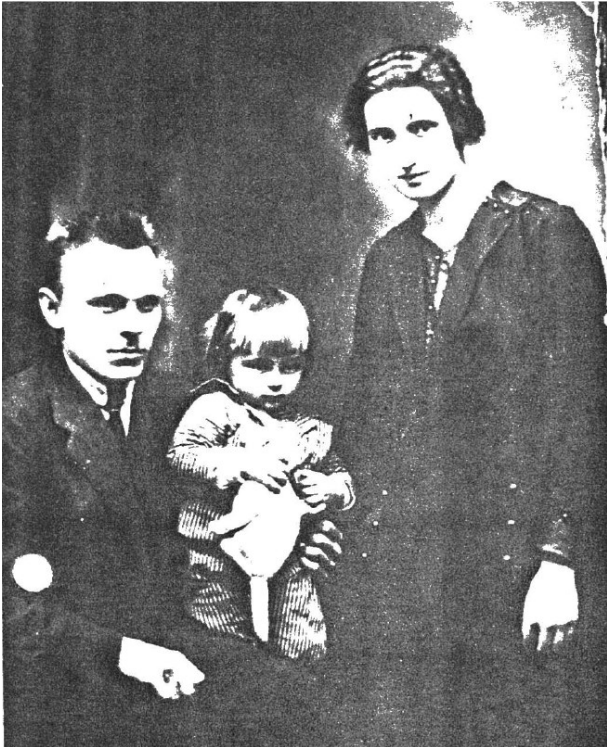
Hechenblaikner wurde durch den Wassermangel auf der Faschingalm im Gemeindegebiet Nußdorf-Debant und auf dem Anna-Schutzhaus am Ederplan zu diesem Versuch angeregt. Beidemale liegen die Quellen soweit unterhalb der Objekte, daß ein hydraulischer Widder die notwendige Pumpenwirkung nicht mehr erbringen kann. Es ist auch keine Stromversorgung gegeben. Ein hydraulischer Widder braucht zu seinem Funktionieren überdies viel Wasser. Im Falle Faschingalm (wo eine Quelle gegeben ist, die Dreizehntel-Sekundenliter schüttet) errechnete Hechenblaikner, daß er bei 70 Prozent Wasserverlust zum Betrieb der kleinen Turbine (die auf dem Photo neben ihm zu sehen ist) in 24 Stunden zirka einen Kubikmeter Wasser zur Faschingalm pumpen könnte. Seine Konstruktion wurde bereits vorgeführt, auch eine kleine elektrische Lichtanlage mit Akkumulator-Speicherung kann angebracht werden.

Der Tiroler, der sich schon von klein auf mit der Elektrotechnik befaßt, kann die Konstruktion nicht selbst bauen, er hat sie nur erfunden. Gegen Anmeldung ist die Anlage in Betrieb zu sehen. Hechenblaikner, der uns in der Redaktion besuchte und dann weiterfuhr in die Wildschönau, wohnt in Matri in Osttirol in der Virgener Straße Nr. 19.





## V. Aus dem Fotoalbum



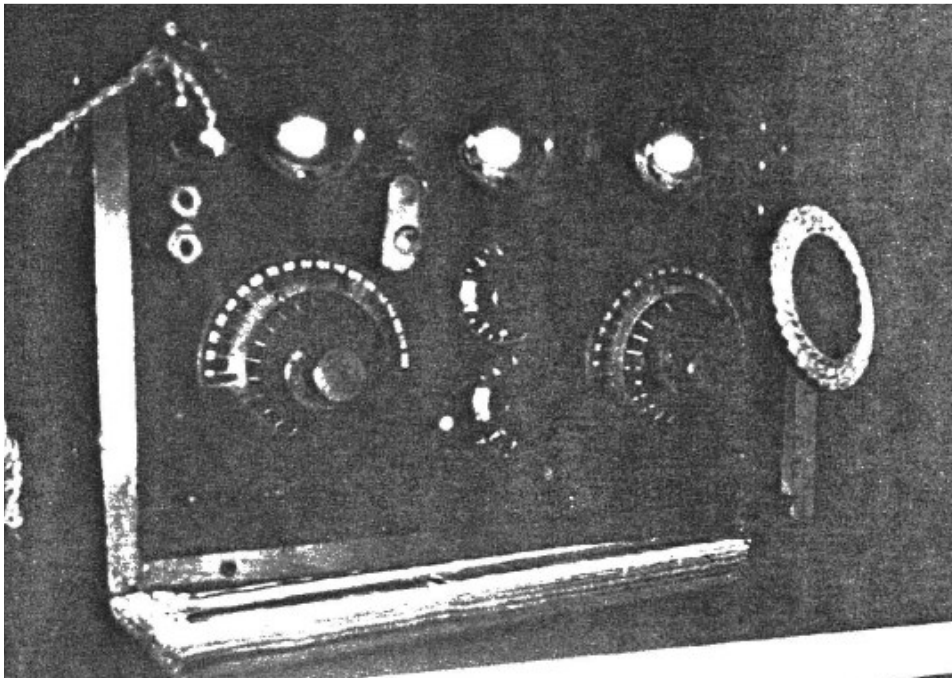
Anal mit [Frau] Maria und [Sohn] Max



Zur Erinnerung an die Mistelberger-Mutter, Großmutter und Urgroßmutter, Kufstein, am 21.7.1965, im 90. Lebensjahr



Anal mit Großfamilie 1940



Selbstgebautes Radio 1924